

10 JAHRE STATIONÄRE HILFEN

PLANB

Non-Profit
Interkulturelle Soziale Arbeit
für Kinder, Jugend, Frauen und Familien

ViR
gmbH
Interkulturelle
Sozialarbeit





INHALTSVERZEICHNIS

10 JAHRE STATIONÄRE HILFEN

VORWORTE – Rückblicke von Gülbahar Altinişik, Keewan Othman und Agnes Heiperts	5
JUBILÄUMSFEIER – Was für ein Fest! Die Jubiläumsparty	6
INTERVIEW – Annette Frenze-Kulbach und Gülseren Çelebi	8
INTERVIEW – Esra Tekkan-Arslan	12
INTERVIEW – Verena Heinrichs	15
UMFRAGE – Drei Fragen an die Kinder und Jugendlichen	18
CORONA 2020-2022 – Stationäre Hilfe in Zeiten der Pandemie	20
INTERVIEW – Serkan Köseoglu, Anass Essabri und Mahmut Hamza	22
INTERVIEW – Khorshid Kachati und Gülbahar Altinişik	26
INTERVIEW – Elke Hacker	30
INTERVIEW – Sandra Sadowski	33
FACHTAG 2024 – Erfahrungen nutzen, Wissen teilen	36
UMFRAGE – Drei Fragen an die Mitarbeitenden	38
INTERVIEW – Vignaraj Shanmugarajah	40
INTERVIEW – Tamim Azizi	44
INTERVIEW – Kumru Kop	46
CHRONIK 2015-2025 – Aus der Not heraus in die Profession	50
SPENDEN – Wir bedanken uns herzlich	56



VORWORT

LIEBE LESERIN. LIEBER LESER.

Vor 17 Jahren begann mein Weg direkt nach dem Studium bei PLANB. Jung, unerfahren, aber voller Neugier und dem Wunsch, mich für die Gesellschaft einzubringen, fand ich hier nicht nur einen Arbeitsplatz, sondern eine Heimat, in der ich wachsen und mich weiterentwickeln durfte. Die Jahre waren geprägt von Veränderungen und stetigen Weiterentwicklungen, die uns vom Verein zum gemeinnützigen Unternehmen führten. Doch gerade durch diese Dynamik reifte meine Persönlichkeit. Gemeinsam das Wachstum zu gestalten war nicht nur eine Herausforderung, sondern auch eine einzigartige Chance. Heute sehe ich es als meine zentrale Verantwortung, Freude und Mut an Visionen, Leidenschaft und die Möglichkeiten an die nächsten Generationen weiterzugeben. Denn genau das macht PLANB und ViR für mich bis heute so wertvoll: Hier stehen Wachstum, Vertrauen und die Leidenschaft am gemeinsamen Gestalten im Mittelpunkt. Hier darf ich nicht nur Teil einer Erfolgsgeschichte sein, sondern sie aktiv selbst mitgestalten – und das motiviert mich jeden Tag aufs Neue.

Herzlichst


Gülbahar Altınışık

An meinen Start bei PLANB kann ich mich noch gut erinnern. Das war 2015, in der Hochphase der Fluchtbewegung. Zufällig traf ich an der Uni eine PLANB-Fachkraft, die Werbung machte für den Träger. Sie hat mich überzeugt. Mein Weg bei PLANB führte dann von der ambulanten Erziehungshilfe zum stationären Schichtdienst hin zur stellvertretenden Leitung und dann Leitung einer Wohngruppe. Später folgte die Fachbereichsleitung der stationären Hilfen für Jugendliche. Besonders geprägt hat mich neben den frühen Führungsaufgaben vor allem die große Verantwortung für viele dramatische Schicksale. Auch die aktive und intensive Mitarbeit im Schichtdienst war ebenso fordernd wie formend. PLANB und ViR sind bis heute meine Heimat, weil ich in der interkulturellen Sozialarbeit den Schlüssel zum gesamtgesellschaftlichen Zusammenhalt sehe. Im Ruhrgebiet mit seinem hohen Migrationsanteil bringt die interkulturelle Ausrichtung viel Verantwortung mit sich – dadurch aber auch die Möglichkeit, jungen Menschen signifikant zu helfen.

Herzlichst


Keewan Othman

Zum ersten Mal bin ich 2014 auf PLANB durch eine Stellenausschreibung gestoßen, in der polnischsprachige Fachkräfte gesucht wurden. Das Bewerbungsgespräch fand spontan und unkonventionell an einem Samstag statt und noch während des Gesprächs haben wir uns füreinander entschieden. Kein Gerede, kein „wir melden uns“, sondern eine direkte Entscheidung, ein gutes Gefühl und Überzeugung auf beiden Seiten. Und dieser erste Eindruck blieb! Ein wertschätzendes Miteinander, Offenheit und Klarheit und eine Kultur, in der Fehler erlaubt sind und für ein gemeinsames Lernen genutzt werden. Diese gelebten und erlebten Werte haben mich sehr in meiner Rolle als Pädagogin und als Leitung geprägt und sind auch noch heute fester Bestandteil meiner Arbeitsweise und dessen, was ich an meine Mitarbeitenden weitertrage. Das Miteinander, der Zusammenhalt, aber auch das Vertrauen innerhalb der Teams und der Organisation sind die Gründe, warum ich immer noch Teil der immer größer werdenden PLANB-Familie bin und diese weiterhin mitgestalten möchte.

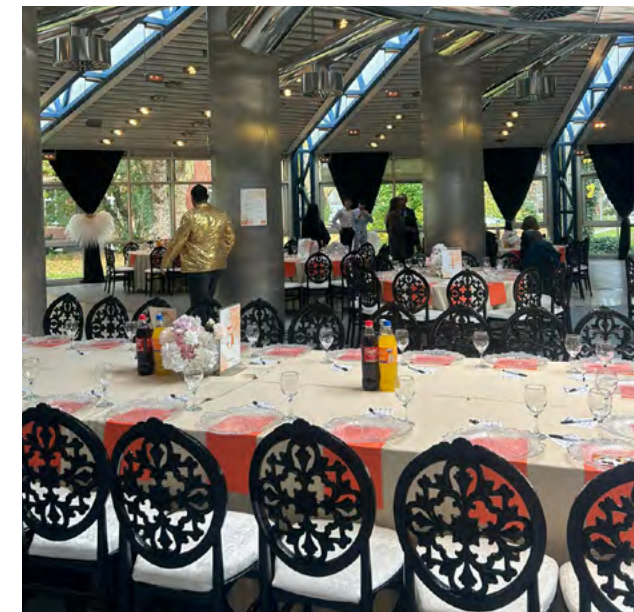
Herzlichst


Agnes Heiperts

JUBILÄUMSFEIER

1 WAS FÜR EIN FEST! DIE JUBILÄUMSPARTY

Im festlich geschmückten Saal der Eventlocation Villa Mulvany in Herne kamen Mitarbeiter:innen, Bewohner:innen und Leitungskräfte zusammen und feierten gemeinsam zehn Jahre stationäre Hilfen. Konzentrierte Lebensfreude quer durch alle Altersgruppen zeigte den Fachkräften und Leitungen auf ganz emotionale Weise: Sie – und ihre Vorgänger:innen – hatten alles richtig gemacht; hier saßen junge Menschen vor ihnen, die auf einen guten Weg gebracht worden sind. Wie sie selbst die Party fanden? Die Antworten waren eindeutig: „megaaaaa, fantastisch, schön und laut, super, cool, ein voller Erfolg und unglaublich“.



INTERVIEW

SCHRAUBENZIEHER UND ROTE LINSENSUPPE

Kaum jemand hat unsere Arbeit so kontinuierlich auf Seiten des Jugendamts begleitet wie Annette Frenzke-Kulbach – 2012 bis 2018 als Jugendamtsleitung in Herne, seitdem als Amtsleiterin in Dortmund. Im Gespräch mit PLANB-Geschäftsführerin Gülseren Çelebi blickt sie zurück – und nach vorn.

*Erinnern Sie sich an Ihren ersten Kontakt mit PLANB?
Was war Ihre Position zu der Zeit?*

AFK: Ich war damals Jugendamtsleiterin in Herne. Wir beide hatten uns aber vorher schon kennengelernt in Bochum bei der IFAK-Abschiedsfeier für Ercüment Toker. Wir haben uns unterhalten über den familiensystemischen Ansatz. Dann hast du dich ja selbstständig gemacht mit PLANB und bist dann auch nach Herne gekommen mit der Villa Dorn. Da haben wir dann fachlich das erste Mal zusammengearbeitet.

GC: Ja, als du in Herne als Amtsleitung gestartet bist, waren wir ja schon dort mit den ambulanten Erziehungshilfen. Damit startete unsere Zusammenarbeit. Dann gab es eine Interessenbekundung im stationären Bereich. Du wolltest Trägervielfalt haben.

AFK: Ja. Wir hatten in Herne einen großen, guten, kompetenten Träger der Jugendhilfe – aber eben nur einen. Und der Ausschuss für Kinder, Jugend und Familie hat mir damals den Auftrag gegeben, für Trägervielfalt zu sorgen. Ich habe dann also ausgeschrieben, dann habt ihr euch darauf beworben. Und alle waren sich sicher, wie es ausgeht – aber keiner war sich sicher, dass es so ausgeht. Aber die Bewerbung von PLANB war einfach die beste. PLANB hat also den Zuschlag bekommen. Und als ich dann von der Villa Dorn hörte, bin ich fast vom Stuhl gefallen. Ich dachte: „Die hat ne Villa gekauft, die hat sie nicht alle!“

Dann kam aber doch erst einmal alles anders.

AFK: Dann kamen auf einen Schlag die UMAs. Eigentlich waren das zehn Plätze und jede Woche hieß es: Kannst du noch zehn aufnehmen? Kannst du noch zehn aufneh-

men? Ich glaube, hinterher waren es etwa 30 UMF und die Reaktion war typisch PLANB und das war einfach das Gute. Da hieß es: „Ja, ist doch egal, wir legen da noch eine Matratze hin.“ Hinterher, glaube ich, war die ganze Villa Dorn nur noch ein Matratzenlager.

GC: Also, wir wollten eigentlich im Januar ganz normal unser Konzept umsetzen als Regelwohngruppe für eine gewisse Altersgruppe. Dann riefst du an und hast gesagt: „Du musst alle Tore und Türen öffnen! Wir haben eine besondere Situation.“ Das Schöne ist: Wir hatten schon damals einen guten Umgang miteinander. So habe ich gesagt: „Okay, wenn du das brauchst, dann gehen wir den Weg.“ Und dann gab es tatsächlich Doppel- und Dreifachbelegungen.

AFK: Wir hatten als Jugendamt Spaß, wir haben uns gefragt: Was macht die da? Das war immer so unkonventio-



*„Wir hatten als Jugendamt Spaß,
wir haben uns gefragt: Was macht die da?“* Annette Frenzke-Kulbach

nell. Da kam plötzlich ein Kollege zu mir und sagte: „Frau Frenzke-Kulbach, die schreibt jetzt bei Facebook: ‚Wer kann helfen Schränke aufzubauen?‘“ Ich habe gesagt: „Ja, so ist sie.“ Und dann kommt der wieder und sagt zu mir: „Sie können sich das nicht vorstellen, jetzt schreibt sie: ‚Wenn ihr kommt, bringt Werkzeug mit. Ich koche auch rote Linsensuppe.‘“ Und dann habe ich nur gesagt: „Lass sie machen, das klappt schon.“ Und so war das auch. Und ich meine, im Nachhinein betrachtet: Die Nachbarschaft mitzunehmen, Akzeptanz zu schaffen für diese Einrichtung, das ist ja das Beste, was man machen kann. Und das Irre war: Die kamen ja auch. Und die kamen ja in Massen und die brachten ihre Schraubenzieher mit.

GC: Aber das Schöne ist ja, dass du sagst, das macht sie. Sie wird das Ziel erreichen. Das Vertrauen, das ist das Besondere. Und ich kann dir sagen: Wir haben bis nachts um 1 Uhr gewerkelt, also wirklich alles aufgebaut. Und am nächsten Morgen hatten wir Frühstück gedeckt für den Empfang für die UMF, die dann bei uns angekommen sind. Und diese Zeit, die würde ich heute nicht missen wollen. Das war so aufregend, das war so ein Ausnahmezustand.

AFK: Ich finde auch, dass wir das gut gemacht haben. Wir hatten eine gute Willkommenskultur und für uns war immer der wichtige Schritt, von der Willkommenskultur zur Integrationskultur zu kommen. Also auch nicht blauäugig ranzugehen. Wir haben uns nichts vorgemacht. Wir haben gesagt: „Kommt Leute, jetzt mal ein bisschen normal bleiben. Es kommen natürlich viele

junge Männer aus unterschiedlichen Kontexten, auch mit unterschiedlichen Rollenbildern, mit unterschiedlichen Frauenbildern, mit einem unterschiedlichen Demokratieverständnis. Ich habe von vornherein gesagt: „Bitte fördern und fordern!“

Was würden Sie aus heutiger Sicht sagen: Was ist Ihnen damals gut gelungen? Und was würden Sie heute anders machen?

AFK: Ich glaube, die UMF hatten ein gutes interkulturelles Wohnumfeld, wo sie gut ankommen konnten und gut versorgt waren. Integration hat stattgefunden.

GC: Wir konnten auch tatsächlich jeden einzelnen in seiner Muttersprache, in seiner Kultur gut auffangen. Und wir haben unseren Schwerpunkt tatsächlich viel mehr im Bildungsbereich gelegt. Also Spracherwerb, schulische Bildung. Die Bildung ist die Eintrittskarte in die Gesellschaft. Was ich heute anders machen würde? Wir hatten null Erfahrungen aus dem stationären Bereich, sondern nur eine Vorstellung, wie so eine stationäre Einrichtung sein kann. Wir hätten uns vielleicht im Vorfeld besser mit dem Landesjugendamt abstimmen können. Das haben wir gar nicht getan.

AFK: Ja, das hätten wir in der Beratung auch anders machen können. Aber das Positive war ja: Wir haben es einfach mal gemacht. Ja gut, dann stolpert man mal, aber dann steht man eben wieder auf.

GC: Man lernt am besten, indem man es tut. Da habe ich viel gelernt. Die Villa Dorn war sehr lehrreich.

Wie war danach die weitere Zusammenarbeit?

AFK: Wir haben uns ja dann hier in Dortmund wiedertroffen. PLANB hatte hier ambulante Angebote ...

GC: Lass uns mal, bevor wir nach Dortmund kommen, noch in Herne bleiben: Unsere erste Kita haben wir dort 2014 eröffnet.

AFK: Ja, das war eine schöne interkulturelle Kita. Die war dann auch in der Trägerlandschaft immer so ein bisschen kritisch im Fokus: Was machen die da? Machen die eine Türkenkita? Da dachte ich immer: Nein, wir machen einfach mal, was man so macht: interkulturelle Öffnung.

GC: Das werde ich nie vergessen: Ich war beim Jugendhilfeausschuss eingeladen, um PLANB vorzustellen. Und dann meldete sich ein Ausschussmitglied und sagte: „Frau Çelebi, ich habe eine Frage: Nehmen Sie auch deutsche Kinder auf?“ Dass beim Interkulturellen auch Deutsche dazugehören, das hat man gar nicht gesehen. Interkulturell, das waren Ausländer.

AFK: Wir haben im Jugendamt immer gesagt, der Anteil von Migration in einem Stadtteil muss sich in einer Kita wiederfinden. Und wenn da 30 Prozent der Menschen einen Migrationshintergrund haben, dann will ich, dass

„Das Positive war: Wir haben es einfach mal gemacht. Dann stolpert man mal, aber dann steht man eben wieder auf.“ Annette Frenzke-Kulbach



es in der Kita auch 30 Prozent sind. Sonst hat das mit Integration nicht zu tun. Das haben wir damals erkämpft und mit euch als Träger dann auch so umsetzen können, auch mit anderen Trägern.

GC: Meine persönliche Erfahrung ist: Entscheidend ist, ob eine interkulturelle Öffnung von oben, von der Amtsleitung gewollt ist oder nicht. Ich glaube, das hat mit deiner Person zu tun gehabt.

AFK: Ja. Mir war und ist wichtig, dass nicht schon im Kitabereich die Selektion stattfindet, wo es den Kindern sowas von egal ist.

Welche Unterstützung hätten Sie sich für Ihre gemeinsame Arbeit vielleicht noch gewünscht?

AFK: Mir hat das gefehlt, was wir jetzt in Dortmund machen: Kleine, agile Arbeitsgruppen, die schnell und unkompliziert Themen bearbeiten. Wir müssen nicht immer mit 30 Leuten dasitzen. Sondern in Arbeitsgruppen mit den Menschen, die wirklich was zu sagen haben, konkrete Lösungen erarbeiten. Wie kriege ich schneller eine Baugenehmigung? Wie können wir eine Fachkräfteoﬀensive in Gang kriegen? Wie können wir ein Wohnraumvorhalteprogramm für junge Menschen installieren, damit die auch ausziehen können? Und, und, und ... Wenn ich eins hasse, dann sind das Endlosarbeitskreise,

wo man immer wieder zusammensitzt und überlegt, wie man es machen kann. Dann lieber einfach mal machen und Fehler machen.

GC: Ich glaube, das haben wir gemeinsam.

Was ist Ihnen besonders in Erinnerung geblieben aus der Zusammenarbeit?

AFK: Ich erinnere mich wie gesagt noch gut und gerne an die rote Linsensuppe. Und dann diese Atmosphäre von machen. Einfach machen. Und wir konnten uns auch einfach mal was gegenseitig ins Stammbuch schreiben, einfach mal sagen: „Spinnst du?“ oder so. Das finde ich leichter, als wenn man immer so viel nachdenken muss. Es ist dann so unentspannt. Aber das war nie so. Wir sind immer ganz entspannt miteinander umgegangen.

GC: Ich hatte immer das Gefühl, dass es gewünscht ist, dass wir da sind. Dann setze ich mich auch umso mehr dafür ein, dass die Dinge gut laufen, wenn ich das Gefühl habe, wir sind willkommen in der Kommune. Und das bedeutet für mich viel mehr als so viele Lobsätze.

Und heute geht die Kooperation weiter in Dortmund?

GC: Ja, dort planen wir jetzt aktuell ein Kinderschutzhaus und eine Regelwohngruppe für Kinder ab sechs Jahren.

Wir beobachten ja auch, dass die Kinder in Jugend-schutzhäusern viel zu lange verbleiben, weil man keine Anschlussplätze findet, so dass wir dann einen Verbleib innerhalb des Hauses realisieren könnten.

AFK: Wir verfolgen das Ziel, dass 90 Prozent aller Dortmunder Kinder und Jugendlichen in Dortmund untergebracht sind, um die Lebenswelt der Kinder zu erhalten. Und dazu brauchen wir die Träger.

GC: Unsere erste Kita in Dortmund wird auch bald entstehen, in der Nordstadt. Das passt zu PLANB.

AFK: Gerade in der Nordstadt ist eure Kultursensibilität wichtig. Die Menschen in der Nordstadt leben sehr stark über Beziehungen und über Vertrauen. Und ein interkultureller Träger, der auch über eine hohe Sprachkompetenz und eigene Migrationsgeschichte verfügt, ist natürlich vertrauensbildend.

GC: Ja, wir haben auch in der ambulanten Erziehungshilfe in Dortmund schon viele Klienten aus der Nordstadt. Und ich glaube, da ist es nicht nur die Sprache, sondern einfach der Umgang mit den Menschen, mit deren Kultur. Also: Dortmund wird in der Zukunft für PLANB noch einmal an Bedeutung zunehmen. Mit der neuen Kita, mit der stationären Hilfe. Wir werden da eine Menge mit euch gemeinsam realisieren.

AFK: Wir freuen uns darüber, wir finden das schön. Wir haben Spaß daran und wir wissen, dass das gut ist. Von daher: Immer weiterhin herzlich willkommen! Läuft.

GC: Wir sind alle Höhen und Tiefen gemeinsam gegangen. Wir haben einen guten Umgang miteinander und den wünsche ich mir auch für die restliche Zeit, in der du noch hier bist und ich noch bei PLANB bin. Ehrlich, offen, transparent.



„Ich hatte immer das Gefühl, dass es gewünscht ist, dass wir da sind. Das bedeutet für mich viel mehr als so viele Lobsätze.“ Gülseren Çelebi

INTERVIEW

ENTSCHEIDEND IST, WAS MAN VORLEBT

Zu den Frauen der ersten Stunde in der stationären Hilfe von PLANB gehört Esra Tekkan-Arslan. Sie war neun Monate lang die erste Fachbereichsleitung des Bereichs – eine kurze, aber intensive Zeit.

Was war deine Position und Aufgabe damals, beim Beginn der stationären Hilfen?

Ich bin im März 2016 aus meiner Elternzeit zurückgekommen. Da wurden die Fachbereichsstrukturen entwickelt und ich habe mit meinem Kommen die Fachbereichsleitung für die stationären Hilfen übernommen. Der Fachbereich bestand zu dieser Zeit ausschließlich aus Brückeneinrichtungen. Den Zuschlag für die Villa Dorn als Regelwohngruppe hatten wir zwar schon, aber aufgrund der Flüchtlingswelle 2015 hatte das Jugendamt Herne die Bitte an uns gerichtet, dass wir die Wohngruppe umfunktionieren in eine UMF-Brückeneinrichtung. Weitere hatten wir zu der Zeit in Essen und Bochum.

Was sind deine intensivsten Erinnerungen an diese Zeit?

Ich glaube, die kulturellen Unterschiede, die für beide Seiten sehr bereichernd sein können. Als Frau Leitung zu sein – noch dazu als Schwangere –, das war für viele Jugendliche schon besonders und führte zu Gesprächsbedarf. Manche fanden es spannend, andere fragten mich ganz offen: „Wieso bist du nicht zu Hause?“ oder auch: „Du bist schwanger, wieso bist du nicht zuhause?“ Da musste ich mich erst mal erklären und beweisen: als Frau, als schwangere Frau und als Frau in der Leitungsposition. Das war eine interessante Erfahrung, es war spannend, mit dieser Perspektive konfrontiert zu werden, also mit so einer klaren Rollenverteilung. Das war beispielsweise

eine Erfahrung mit einem Jugendlichen, das will ich ganz klar sagen. Den habe ich dann letztlich auch für mich gewinnen können. Ich glaube, entscheidend ist, was man vorlebt. Wenn man Verlässlichkeit zeigt im Verhalten und die Themen der Jugendlichen annimmt, dann schafft das eine Vertrauensbasis, sodass bestimmte Themen dann zur Nebensache werden. Die Jugendlichen haben ja andere Probleme, da geht es um existenzielle Dinge. Sie haben positive Erfahrungen gemacht, weil wir uns um ihre Belange gekümmert haben. Und irgendwann war es dann auch für diesen einen Jugendlichen egal, ob ich eine schwangere Frau war oder nicht. Ich hatte ihn für mich gewonnen.



„Diese Flexibilität bringen wir mit – sonst wäre
PLANB nicht da, wo PLANB heute ist.“

Was ist dir noch besonders in Erinnerung geblieben?

Dass es insgesamt schon ein Ausnahmezustand war. Es war schon eine Herausforderung, da wirklich gutes Personal zu finden, weil es ja auch große Teams waren. Die Teams bestanden teilweise aus 20 Personen. Und da zu selektieren und vorzubereiten, das war mein Auftrag. Gleichzeitig war auch klar, dass meine Zeit dafür begrenzt ist. Ich war ja schwanger wieder zurückgekommen und es war klar: In neun Monaten würde ich wieder weg sein. Ich hatte den Auftrag, das soweit vorzubereiten – die Teams, die Strukturen und so weiter –, dass wir dann die Einrichtungen in Regeleinrichtungen überführen können. Also Personalauswahl, Einstellung, Verlängerung oder Beendigung von Verträgen ... Wir sind dann mit der Villa Dorn gestartet, das war die erste Überleitung in eine Regeleinrichtung, die habe ich noch miterlebt. Bei den anderen war ich schon wieder in Elternzeit. Dann hat meine Nachfolgerin die Fachbereichsleitung übernommen.

Kannst du dich noch erinnern, was du ihr mitgegeben hast beim Start?

Sie kam aus dem stationären Bereich, deshalb kannte sie vieles schon. Und was wir immer mitgeben, ist: wirklich lösungsorientiert zu agieren, auf die Dinge zu schauen und die Prozesse zu optimieren.

An welche konkreten Herausforderungen erinnerst du dich, die ihr gemeistert habt?

Wir sind dafür bekannt, dass wir sehr pragmatisch, lösungsorientiert und schnell agieren. Ich glaube, unsere Brückeneinrichtungen liefen gut. Immerhin konnten wir sechs Wohngruppen in Regeleinrichtungen überführen. Das hat nicht jeder Träger so hinkriegen können. Das haben wir schon gut gemacht. Diese Flexibilität bringen wir mit – sonst wäre PLANB nicht da, wo PLANB heute ist. Als klar war, die Jugendlichen kommen, hatten wir sehr, sehr wenig Zeit, um die Einrichtungen herzurichten. Das klappte relativ gut, mit Unterstützung durch ehrenamtliche Helfer. Die allgemeine Bereitschaft dazu war insgesamt eine andere. Das war schon eine besondere Zeit 2015, 2016. Mit sehr viel Herzblut, sehr viel Energie, das war ein Ausnahmezustand, diese Hilfsbereitschaft und die Stimmung – sehr positiv.

Gab es trotzdem irgendeinen Bereich, in dem du dir mehr Unterstützung gewünscht hättest?

Ich glaube, jeder hat alles gegeben, was er geben konnte. Auch die Behörden waren sehr unkompliziert: Sowohl die externen Kooperationspartner, also Behörden und Institutionen, als auch unsere Auftraggeber, die Jugendämter, waren sehr hilfsbereit und lösungsorientiert. Die Bereitschaft war einfach enorm, von allen Seiten. Und am

Ende hat es funktioniert. Das Ziel war, die Jugendlichen oder Kinder vor der Obdachlosigkeit zu schützen. Und das ging eigentlich unkompliziert, würde ich sagen.

Hast du dir jemals die Frage gestellt, ob ihr das alles schaffen könnt?

Ich glaube, wir hatten gar nicht die Zeit zu überlegen, ein Konzept zu überlegen, wie machen wir was. Wir haben, glaube ich, das Beste getan, was unter den Voraussetzungen möglich war. Wir haben es einfach gemacht. Die Not war da, die Not wurde ganz klar geäußert von den Jugendämtern und wir haben unsere Bereitschaft gezeigt und haben agiert. Wir kamen dann auch mit Ideen, also mit Einrichtungen, wo wir gesagt haben, hier könnten wir, wenn ihr braucht ... Und dann war waren wir halt auf einmal mittendrin.

Was hast du aus dieser Arbeit für dich mitgenommen? Gab es zum Beispiel Haltungen, die du korrigieren musstest?

Die Jugendlichen haben die Flucht auf sich genommen und waren tagelang, manchmal wochenlang, monatelang alleine unterwegs. Aber wir haben uns Gedanken gemacht, ob sie es von A nach B schaffen. Wir mussten unsere Bilder noch mal neu sortieren: Wozu sind sie wirklich fähig, welche Verantwortung kann man ihnen übertragen und sagen, das kriegst du hin? Und was über-

nimmt man, weil sie damit überfordert wären? Sie waren sehr selbstbewusst und hatten eine Meinung. Wir hatten unsere Vorstellungen, die manchmal davon abwichen. Und das hat eine Grundlage geschaffen, in den Austausch zu gehen. So dass wir letztlich gemeinsam eine Perspektive erarbeitet haben. Das war schon spannend für mich. Das waren keine hoch traumatisierten Kinder und Jugendliche. Gar nicht.

Konntest du aus deiner Erfahrung im Bereich der ambulanten Erziehungshilfen profitieren?

Ja, ganz erheblich. Unbegleitete minderjährige Jugendliche sind keineswegs alle gleich – sie haben unterschiedliche Ziele, Meinungen und Sichtweisen. Genau hier setzt ein vorurteilsbewusster, pädagogischer Ansatz an: „Schubladen“ offenhalten, genau hinschauen, die individuelle Situation erkennen und passgenau handeln. So wie in der ambulanten Erziehungshilfe ist es nicht nur empfehlenswert, sondern absolut notwendig, jeden Einzelfall respektvoll, wertschätzend und gezielt zu begleiten.

Würdest du die Zeit als Fachbereichsleitung der stationären Hilfen also als wertvolle Erfahrung bezeichnen?

Ja, auf jeden Fall. Es war nur eine kurze Zeit, aber intensiv. Und gleichzeitig bin ich stolz, dass einige Standards und Strukturen, die wir damals gemeinsam entwickelt und installiert haben, heute noch genutzt werden. Bei PLANB sind wir Meister der Improvisation. Prozesse und Strukturen zu standardisieren, kommt im nächsten Schritt – und genau das ist meine Leidenschaft. Es bereitet mir große Freude, Orientierung und Sicherheit zu schaffen – für Kinder und Jugendliche ebenso wie für Kolleg:innen.

„Kein Jugendlicher ist wie der andere – wir begleiten jeden persönlich, egal ob geflüchtet oder nicht.“



INTERVIEW

EIN ZUHAUSE IN SCHWIERIGEN ZEITEN

Vom ersten Tag an bis heute begleitet Verena Heinrichs in der Fachgruppe *Unbegleitete minderjährige Geflüchtete (UMF)* beim Jugendamt Essen unsere Arbeit in den stationären Hilfen. Wir sprachen mit ihr über den Zusammenhalt, die Flexibilität und das Macher:innengefühl jener Zeit – und was sie bewirkt haben.

Was war damals Ihre Position, als Sie den ersten Kontakt mit den stationären Hilfen von PLANB hatten?

Ich bin seit 2012 Sozialarbeiterin bei der Stadt Essen und bin im November 2015 in die neu gegründete Fachgruppe *Unbegleitete minderjährige Geflüchtete (UMF)* gewechselt. Die damalige Gesetzesänderung sorgte dafür, dass die Verteilzahlen zwischen den Kommunen gerechter werden und dass die spezifischen Schutzbedürfnisse dieser Zielgruppe besser berücksichtigt werden. Darum wurde hier in Essen diese Fachgruppe aufgebaut, der ich seit dem ersten Tag angehöre. Ich bin gerne hier tätig, weil es mir sehr viel Spaß macht, die Entwicklungen der Jugendlichen und jungen Volljährigen zu begleiten.

Und 2015 lernten Sie PLANB kennen?

Ich hatte vorher auch schon Kontakt während meiner Tätigkeit im Allgemeinen Sozialen Dienst des Jugendamtes in Altenessen bezüglich der ambulanten Hilfen. Es gab 2015 einen maximal hohen Platzbedarf für UMF und alle Akteure hier in der Stadt waren bemüht, Plätze zu schaffen. Es gab sogenannte Notgruppen und eine davon war die Einrichtung in der Curtiusstraße, für die ich dann Ansprechpartnerin war. Es waren so etwa 15 oder 17 Plätze in einem Internat für Hörgeschädigte, das durch PLANB betreut wurde. Das war mein erster Kontakt zu PLANB hier in der Fachgruppe. Später wurden es dann Einrichtungen mit Betriebserlaubnis, dann sind zum Beispiel die Bewohner der Curtiusstraße zum Teil in die Wohngruppe *Solid* gezogen und ich habe sie dort weiter betreut.



Was war aus Ihrer Erinnerung das Besondere an PLANB in dieser Situation?

Es wurde sehr lösungsorientiert gearbeitet und sehr an der Zielgruppe orientiert und kultursensibel, das war sehr gut. PLANB hat es trotz der schwierigen Situation geschafft, den Jugendlichen ein Zuhause zu geben. Die Bewohner wurden richtig gut betreut, es gab eine gute Beziehungsarbeit und gute Bindungsarbeit. Das hat PLANB ausgemacht. Und dass sie die Jugendlichen so angenommen haben, wie sie waren. Das fand ich sehr bezeichnend und das war damals sehr gut. Es hat wunderbar geklappt. Und alle Bewohner, die damals dort lebten, hatten erfolgreiche Hilfeverläufe.

„Da gab es nicht Kartoffeln und Würstchen.“ Verena Heinrichs

Haben Sie noch Kontakte?

Ja, ich habe viele Bewohner sehr lange betreut, weil ich bereits zehn Jahre da bin und man hat einen Anspruch auf Hilfe nach dem 18. Lebensjahr gem. §41 SGBVIII. Viele haben ihre Ausbildung mittlerweile abgeschlossen, arbeiten, haben Familie, sind zum Teil verheiratet. Und alle sind gut integriert, sprechen Deutsch und leben ihr Leben.

Wenn Sie an die Zeit zurückdenken, was ist Ihre intensivste Erinnerung?

Meine intensivste Erinnerung ist eigentlich, dass es unglaublich viel Arbeit war mit vielen Überstunden. Aber es war gleichzeitig ein ganz tolles Macher:innengefühl, dieses „Wir schaffen das!“ Das konnte man fühlen, es war wirklich überall: Es gab flexible Lösungen, die vorher so gar nicht denkbar gewesen wären. Und innerhalb der Stadt und der Gesellschaft wurde alles getan, um das Wohl der Minderjährigen zu sichern. Das war gesellschaftlich, politisch, aber auch von der Verwaltung, von den Trägern und von den Ehrenamtlichen ein guter Zusammenhalt, den man damals erfahren hat. Das ist mein Gefühl, das ich damit verbinde. Und es waren unglaublich viele Gesprächstermine. Es kamen immer Busse, dann haben wir die angenommen und ich hatte zehn Gespräche oder so auf einmal hintereinander. Das ist schon eine Hausnummer, wenn man sich immer auf neue Menschen einstellen muss. Und die Strukturen waren noch nicht so da, man musste sich erst finden,

alle zusammen: Wie läuft es gesetzlich? Welche Bedarfe haben die Kinder? Die waren ja auch wirklich mitgenommen von monatelangen und jahrelangen Fluchtgeschichten. Viele waren ein, zwei Jahre unterwegs, sehr viele waren leider in anderen EU-Ländern lange im Gefängnis, hatten auch Verletzungen, konnten nicht richtig laufen.

Dann ist wahrscheinlich auch nie das Gefühl aufgekommen, vielleicht schaffen wir es doch nicht?

Ich hatte nicht den Eindruck. Ich habe gar nicht so darüber nachgedacht. Es wurden einfach immer Alternativen und Lösungen gefunden. Alle Beteiligten hier in der Verwaltung haben dafür gesorgt, dass man Lösungen findet, so dass ich nie dastand und das Gefühl hatte, ich schaffe es nicht. Ich hatte aber auch keine Zeit, mir Gedanken darüber zu machen. Auch vom Spirit her, der damals herrschte, war das kein Gedanke. Es gab eine große Flexibilität überall, auch im Amt und, ganz wichtig, es gab ganz viele Menschen, die einfach Hilfe angeboten haben.

Gibt es Bereiche, über die Sie heute sagen würden: Das ist uns besonders gut gelungen?

Also auf jeden Fall das erste Ankommen, das Auffangen ist gut gelungen. Und die Integration. Die Jugendlichen damals hatten sehr schwere Bedingungen. Es mussten Schulplätze geschaffen werden. Es gab noch nicht ausreichend Vormünder:innen. Sie mussten also auf alles lange

warten, zum Teil über sechs Monate auf den Schulplatz. Und trotzdem ist es gelungen, dass sie heutzutage abgeschlossene Ausbildungen haben, dass sie alles geschafft haben. Die Jugendlichen sind nicht kriminell geworden, sie waren miteinander sehr sozial und das macht schon viel aus, finde ich. Die Jugendlichen wurden durch die damalige Gruppenleitung bei PLANB gut aufgefangen, ihnen wurden die Werte der Gesellschaft gut mitgegeben und vorgelebt, um erst mal einen Start zu haben. Ich als Vertreterin des Jugendamts versuchte, präsent zu sein. Aufgrund der hohen Fallzahlen und der damals noch personell schwachen Ausstattung der Fachgruppe konnte man nicht jede Woche zu Gesprächen da sein, aber die Jugendlichen haben trotzdem erkannt, dass auch das Jugendamt für sie da war. Wir hatten eine gute Beziehungsarbeit, wir waren präsent. Immer, wenn Fragen kamen, bin ich hingefahren.

Welche besonderen Erinnerungen haben sie noch an die Zusammenarbeit mit PLANB?

Die sprachliche und kulturelle Vielfalt bei PLANB war auf jeden Fall gut für die Jugendlichen, dass sie gut abgeholt wurden. Ich fand auch den Koch bei *Solid* damals super und ich weiß, dass die Jugendlichen das auch super fanden, weil einfach ihre Geschmäcker beachtet wurden. Da gab es nicht Kartoffeln und Würstchen. Und mich hat auch überrascht, wie die Wohngruppe *Solid* aussah. Das war schon eine Besonderheit, weil die unglaublich hochwertig ausgestattet war, sehr wohnlich und schön. Also es war richtig toll für die jungen Menschen, die dahinziehen durften.

Farben der Hoffnung

Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge haben die Malerei als kreative Ausdruckform für sich entdeckt. Begleitet durch unsere Betreuer:innen erarbeiteten sie sich so neue Perspektiven, eröffneten sich neue Wege zu ihren Erinnerungen und Träumen. In zwei viel beachteten Ausstellungen in Essen und Bochum wurden die Werke präsentiert. Wir zeigen hier und auf den folgenden Seiten einige Beispiele.

Gibt es irgendeine Form der Unterstützung, die Sie sich damals noch stärker gewünscht hätten, sei es aus der Politik, aus der Gesellschaft, den Medien oder der Verwaltung?

Es wäre natürlich schön gewesen, wenn wir die Schulplätze schneller gehabt hätten. Es wäre schön gewesen, wenn wir Menschen bei der Ausländerbehörde nicht erst nach sechs Monaten hätten anmelden können. Aber ich möchte dazu sagen: Es war eine Krisensituation, es gab kein Personal und die Ausländerbehörde ist einfach auch nicht dazu in der Lage gewesen, so schnell Personal aufzubauen. Und bei uns genauso. Wünschen ist das eine, aber faktisch weiß ich: Alles, was möglich war, wurde möglich gemacht, sowohl von Politik und Verwaltung als auch von den Trägern. Der Wille war überall da, in der gesamten Stadt. Und es gab ganz viele ehrenamtliche Menschen, die Hilfsangebote gemacht haben. Auch die Medien hatten das gut im Blick und haben da wirklich Lanzen durch diverse Zeitungsartikel gebrochen, denke ich.



Sie arbeiten bis heute mit PLANB zusammen?

Ja, wir hatten hier in Essen speziell im Jahr 2023 wieder einen massiven Zuzug unbegleiteter minderjähriger Geflüchteter. Da gab es Brückeneinrichtungen wie zum Beispiel die PLANB-Brücke Essen-Mitte. Da haben wir wieder sehr gute Erfahrungen gemacht, wie Frau Altinişik das koordiniert hat und wie die Jugendlichen dort seitens des Teams und der Leitung abgeholt und betreut wurden. Die Jugendlichen, die aktuell in Essen neu sind, haben teils andere Bedarfe als die, die damals gekommen sind. Deswegen war PLANB auch mit dem damaligen Sprachcafé, jetzt KUBE, was gemeinsam entwickelt wurde, sehr hilfreich für erste Schritte in Richtung Alphabetisierung und Spracherwerb auf einer leichteren Basis. Und mit Herrn Othman als Fachbereichsleitung habe ich heute noch Kontakt. Das hat damals super geklappt, das war der nächste Schritt für die Verselbstständigung. Es freut mich, dass ich in der Gruppe bei *Phoenix*, wenn ich jetzt dorthin hinkomme, noch Mitarbeitende von früher treffe, die immer noch da sind. Das ist schön, dass sie dageblieben sind, das spricht für den Träger. Ebenso arbeite ich natürlich mit den weiteren stationären und ambulanten Angeboten des Trägers zusammen.



UMFRAGE

DREI FRAGEN AN DIE KINDER UND JUGENDLICHEN

1. WAS IST DEIN RAT AN JUGENDLICHE, DIE HEUTE IN DER SITUATION SIND WIE DU DAMALS?

Hört besser auf die Betreuer,
die wollen nur das
Bestmögliche für euch.

Sucht euch ein Umfeld, in
dem ihr wachsen könnt,
keins, das euch klein lässt.

Nie aufgeben!

Bitte holt euch Hilfe,
es kann nur besser werden.

Einfach dein Leben genießen und deine
Träume realisieren mit einem Lächeln –
egal, ob das schwierig ist. Du schaffst das,
ich drücke die Daumen für dich.

BLEIBT STARK UND KÄMPFT!

Sich langsam anvertrauen
und so offen wie möglich
bleiben.

3. ZUM ZEHNJÄHRIGEN JUBILÄUM DER STATIONÄREN JUGENDHILFE WÜNSCHE ICH MEINEM TRÄGER ...

... viel Kraft und tolle Ideen.

... Geschenke.

... dass jeder so weitermacht und so bleibt, wie er ist.

... noch weitere hunderte Jahre.

... für die nächsten Jahre viel Glück und weitere so schöne Momente.

2. WAS HAST DU IN DEINER ZEIT BEI UNS GELERNT?

IMMER ZU KÄMPFEN
Geduld, alles zu sagen, was man braucht.
Man wird immer unterstützt. **RESPEKT**

Nächstenliebe
DASS MAN ALLES SCHAFFEN KANN. Dass man an jedem Ort auf
nette Menschen treffen kann.

„Bleibt immer so
wie ihr seid!“



CORONA 2020 - 2022

STATIONÄRE HILFE IN ZEITEN DER PANDEMIE

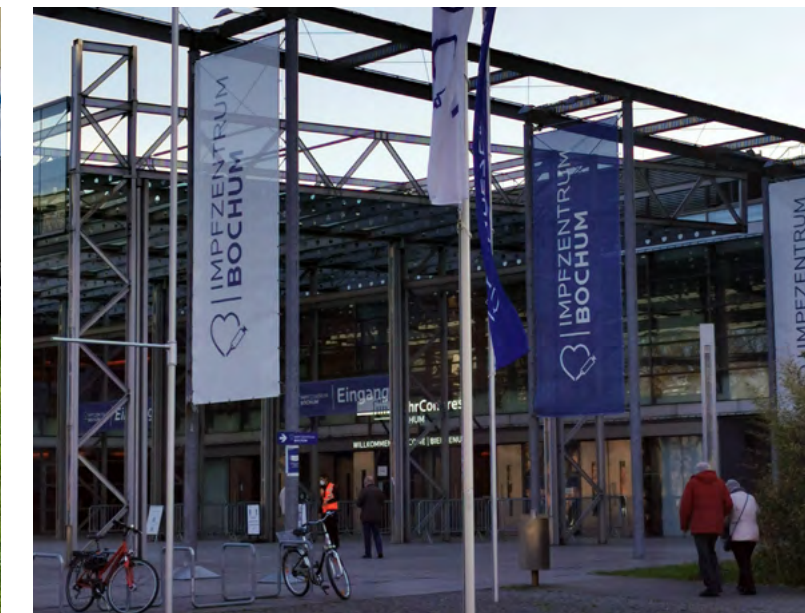
Am 16. März 2020 schlossen zum ersten Mal die Schulen zum Corona-Lockdown, im Dezember erneut – eine extreme Herausforderung für die Stationären Hilfen mit ihren besonders vulnerablen Bewohnern. Keewan Othman, damals Einrichtungsleitung der Verselbstständigungsgruppe *Phoenix* in Essen, erinnert sich.

Auf die Schließung der Schulen haben wir sofort reagiert und die Dienstzeiten angepasst. Wir hatten von da an viele Frühdienste und beschulten die Jugendlichen übers Team. Dabei war der didaktische Teil zweitrangig. Im Fokus stand die Installation einer sinnvollen Tagesstrukturierung, die von heute auf Morgen für die jungen Menschen wegfiel.

Zu dieser Zeit lebten nur unbegleitete minderjährige Flüchtlinge bei uns. Darum war das schulische Niveau nicht so hoch, so dass wir parallel auch die sprachlichen Kompetenzen fördern konnten. Wir organisierten täglich zwei, manchmal auch drei Gruppen, die wir nach Fächern und Vorwissen einteilten. Die Jugendlichen wurden jeden Morgen geweckt und zur Teilnahme eindringlich motiviert. Im späteren Verlauf erhielten wir noch Unterstützung durch den Fachbereich *Bildung und Prävention* unter der Leitung von Kathrin Boldrew. So konnten wir wieder mehr Spätdienste umsetzen und auch nachmit-

tags Beschäftigung und Freizeitgestaltung anbieten. Insgesamt wurde die Gruppe hinsichtlich der Corona-Maßnahmen wie eine Familie behandelt, so dass wir trotz Einschränkungen als Einheit mehrere Aktionen durchführten, darunter etwa eine Wanderung am Rhein oder eine Grillparty im Garten. Polizei und Ordnungsämter wurden zwar aufmerksam, sanktionierten uns aber letztlich nicht in Anbetracht der Sensibilität und Vulnerabilität der Zielgruppe. So konnten wir sogar eine Ferienfreizeit an der Ostsee durchführen und dabei von den niedrigen Preisen wegen der geringen Nachfrage profitieren.

Wenn man bedenkt, dass zu der Zeit Social Distancing und Quarantäne an der Tagesordnung waren, zeigte das Team Verantwortungsbewusstsein und Rücksicht auf die Systemrelevanz, so dass wir die jungen Menschen trotz der Risiken stabil auffangen konnten. Den Abschluss der Coronaschule, zu dem alle Absolventen ein Zertifikat erhielten, feierten wir gemeinsam.



INTERVIEW

ZEHN JAHRE, DREI WEGE, EIN ZIEL

Im Gespräch mit drei Mitarbeitern der ersten Stunde wollten wir authentische Eindrücke aus der Anfangszeit der stationären Arbeit von PLANB erhalten. Was waren die Herausforderungen? Was ist gelungen? Und welches Fazit ziehen sie heute? Wir sprachen darüber mit Serkan Köseoglu, Anass Essabri und Mahmut Hamza.

Wo habt ihr 2015 den Beginn unserer stationären Einrichtung miterlebt?

MH: Ich war damals in der Wohngruppe *Solid*. Ich erinnere mich noch sehr gut daran: Ich hatte eigentlich ein Vorstellungsgespräch bei Ercüment, damals Fachbereichsleitung *Migration und Integration*. Gülseren, die PLANB-Geschäftsführerin, kam immer wieder kurz rein und setzte sich dazu, ohne sich vorzustellen. Ich wusste gar nicht, wer sie ist. Und dann meinte sie irgendwann zu Ercüment: „Kann ich dir den wegnehmen?“ Sie hatte da was ganz Bestimmtes im Blick: Die Wohngruppe *Solid* brauchte einen stellvertretenden Leiter. Die war damals noch in der Curtiusstraße in Essen, in einer Einrichtung der Diakonie für Gehörlose. Die Wohngruppe bestand seit zwei Wochen, als ich hinzukam. Bis zu 18 Jugendliche lebten zeitweise dort. Die Herkunftsländer waren

unterschiedlich, aber Afghanistan stand ganz oben auf der Liste. Ich bin damals gestartet mit der Voraussetzung, dass ich ein Projekt mit den Jugendlichen machen darf. Ich wollte die theoretische Ausarbeitung meiner Abschlussarbeit in die Praxis umsetzen. Es ging darum, dass wir mit den Jugendlichen direkt zu Beginn schon ganz viel zum Spracherwerb machen, dass wir sie sowohl intern bei uns unterstützen, als auch sehr schnell an Sprachkurse vermitteln oder anbinden. Das ist uns sehr gut gelungen, wir haben innerhalb von zwei Monaten für jeden Jugendlichen einen Schulplatz gehabt und sie zusätzlich in der Zwischenzeit noch bei einem Sprachinstitut angebunden. Außerdem hatten wir eine Lehrerin eingestellt, die auch als Betreuerin gearbeitet hat. Sie hat dann mit allen auch Deutschunterricht gemacht. Da haben wir zum Beispiel einen afghanischen Jungen in zwei Monaten alphabetisiert. Das war ein super tolles Gefühl,

für alle war das eine tolle Erfahrung. Es gab so viele Entwicklungen, so schnell und das war alles so motivierend. Alle haben super zusammengehalten. Das war echt eine interessante Zeit, muss man sagen.

AE: Ich war in dieser Zeit in der Einrichtung *Mosaik* in der Kortumstraße. Da hatten wir auch 18 Jugendliche, hauptsächlich UMF, die meisten von ihnen waren Syrer. Wir hatten Probleme mit der Einschulung, ein Großteil war nicht in der Schule.

SK: Ich war zuerst in der Einrichtung am Schleipweg. Das war so ein altes Hotelgebäude, Toilette und Dusche auf der Etage und unten im Keller ein Speiseraum. Das war alles improvisiert. Wir hatten viele Syrer, ein paar Afghanen, zwei Marokkaner ... und es war einfach zu eng. Die Jugendlichen wohnten zu zweit, zu dritt in diesen



„Ein Anruf von der Stadt und die Bude war voll.“

Serkan Köseoglu

kleinen Appartements, insgesamt waren es 28 oder 30, glaube ich. Es war schon sehr schwer, aber es hat irgendwie geklappt. Es gab auch Konflikte zwischen den Bewohnern, zwischen den verschiedenen Nationen. Da musste man echt Ruhe bewahren. Danach war ich dann in der *Villa Dorn* in Herne. Die war zunächst als Verselbstständigungswohngruppe geplant, aber dann kam die Flüchtlingswelle: Ein Anruf von der Stadt Herne und dann war die Bude voll, 26 Bewohner waren es damals. Da ging es eigentlich sehr friedlich zu, aber es gab auch Streitigkeiten. Zum Beispiel misstrauten mir die Kurden, weil ich Türke bin. Da musste man immer schlichten und sagen: „Ihr seid alle gleich für mich, ich mache da keinen Unterschied, ob du Kurde bist oder Chinese oder was weiß ich.“

Was ist eure intensivste Erinnerung an diese Anfangszeit?

MH: Ich erinnere mich an eine sehr emotionale Geschichte mit einem Geflüchteten aus Guinea. Er kam bei uns an und keiner konnte ihm erklären, wo er ist. Er wusste nicht, wo er ist, er wusste nicht, was mit ihm passiert. Er sprach Französisch. Dann saßen wir mit ihm auf dem Balkon in der Einrichtung mit einer Kollegin, die Französisch sprach. Wir haben ihm erläutert, was das für eine Einrichtung ist. Wir haben ihm gesagt: „Du bist hier in Frohnhausen, in Essen.“ Er hat aber immer wieder gefragt: „Was ist das? Wo bin ich denn hier? Welcher Ort ist das?“ In Essen, in Deutschland – er hat das nicht verstanden. Dann hat

er irgendwann total verzweifelt gefragt: „Aber bin ich denn in Europa? Bin ich denn angekommen?“ Das war so eine Situation für uns, das haben wir überhaupt nicht erwartet. Wir haben gesagt: „Ja, du bist da.“ Und dann hat er angefangen zu weinen und hat sich super gefreut ...

AE: Für mich gehört es zu den schönsten Erinnerungen, wenn ich jetzt Jugendliche von damals treffe und erfahre, was aus ihnen geworden ist. Ich erinnere mich zum Beispiel an einen jungen Kenianer, der studiert jetzt Medizintechnik und ist bald fertig. Damals konnte er nur Französisch und jetzt hat er in perfektem Deutsch mit mir gesprochen. Dann gibt es noch einen aus Eritrea, der ist jetzt Assistenzarzt. Das sind diese positiven Rückmeldungen, die man bekommt. Es war eine intensive Zeit, es war chaotisch, aber wir haben es gemeistert.

SK: Ja, ich habe auch diese positiven Sachen. Ich habe letzts einen bei Saturn getroffen. Ich gucke so, den kenne ich doch ... Er ist jetzt Elektriker und hat eine kleine Firma. Aber es gibt auch intensive negative Erinnerungen, zum Beispiel ein Jugendlicher, der in die Kriminalität und ins Drogenmilieu abgesunken ist. Da haben wir alles gegeben, aber ...

AE: Schwierig fand ich damals immer, eine Vertrauensbasis aufzubauen. Selbst die Marokkaner haben mir als Marokkaner nicht sofort alles anvertraut und erzählt. Das war immer alles geheim.



„Wir schaffen das“ ist ja seinerzeit zu einem geflügelten Wort geworden. Habt ihr damals gleich überblickt, was da auf euch zukommt, was da eigentlich zu schaffen ist?

MH: Vielleicht nicht die komplette Situation. Wir waren damals in unserem kleinen Universum damit beschäftigt, das zu leisten, was da als Herausforderung auf dem Tisch lag. Und das ist uns gut geglückt. Wir haben schon in sechs, sieben Monaten die ersten Praktika vergeben, auch zwei Personen in Ausbildungsplätze vermitteln können ... Also wir haben schon gemerkt, da kann sich was entwickeln, aber es konnte nicht so weiterverfolgt werden. Das ist meine Erfahrung. Die Jugendlichen wurden 18, kamen dann raus aus der Wohngruppe und waren außerhalb unserer Reichweite.



„Es gab so viele Entwicklungen, so schnell und das war alles so motivierend. Das war echt eine interessante Zeit, muss man sagen.“ Mahmut Hamza

SK: Bei mir war es so, ich habe gar nicht darüber nachgedacht. Die *Villa Dorn* war fast noch eine Baustelle und dann kamen 26 Jugendliche, da hat man gar nicht überlegt. Ich habe gar nicht nachgedacht, wollte einfach nur helfen.

AE: Da kann ich mich anschließen. Ich habe auch gar nicht daran gedacht, ob wir das schaffen oder nicht. Ich dachte: Okay, das ist mein Job, den Leuten zu helfen, sie zu unterstützen. Und ich würde sagen, das ist uns auch gelungen, insgesamt bei PLANB. Wie schnell damals neue Einrichtungen an den Start gingen und auch neue Mitarbeiter gefunden wurden!

Was würdet ihr vielleicht mit heutigem Wissen anders machen?

SK: Wir hatten damals gar keine Zeit zu überlegen. Die kamen und wir mussten improvisieren. Wenn jetzt Jugendliche kommen, ist ja alles organisiert und strukturiert.

MH: Ich glaube, ich hätte aus heutiger Sicht damals mehr die belastenden Erfahrungen der Jugendlichen auf dem Schirm haben können. Wir wussten damals schon einiges und sie haben auch teilweise davon berichtet. Aber sie bei geeigneten psychologischer Hilfsangeboten anzubinden, das war damals fast unmöglich. Da würde ich heute noch etwas mehr Gewicht drauf legen und Möglichkeiten dafür schaffen. Aktuell bieten wir im Fachbereich *Migration und Integration* eine psychosoziale Erstberatung

in der Zentralen Unterbringungseinrichtung in Marl an und unsere Erfahrung zeigt, dass ein Viertel der Bewohner dort eine psychosoziale Beratung braucht. Das ist echt nicht wenig. Das sind viele, auch schwerwiegende Anliegen. Ich glaube, viele von den Jugendlichen damals hätten so etwas auch gebraucht.

AE: Damals hatten wir nicht genug Dolmetscher oder Psychologen. Jetzt ist das total anders, aber damals haben wir fast niemanden gefunden, der für uns übersetzt, Afghanisch oder Persisch zum Beispiel.

SK: Heutzutage gibt es ja Büros, das Jugendamt bestellt Dolmetscher zu Hilfeplangesprächen und so weiter. Das gab es halt früher nicht. Das war schon schwierig.

Gab es Momente, wo ihr gedacht habt, das schaffen wir nicht?

SK: Also ich habe daran nie gedacht, weil es mein Job war. Ich habe nicht gedacht zum Beispiel, was wird aus Osman in zehn Jahren. Natürlich wollte man, dass er schnell Deutsch lernt, in die Schule geht, vielleicht einen Abschluss schafft.

AE: Ich habe gar nicht daran gedacht, dass wir das nicht schaffen. Das ist unser Beruf und fertig.

MH: Ich weiß, dass es auch Zeiten gab, in denen wir zu wenig Personal hatten. Und dann kamen noch Krankmel-



„Es war eine intensive Zeit, es war chaotisch, aber wir haben es gemeistert.“ Anass Essabri

„Ich habe gar nicht nachgedacht, wollte einfach nur helfen. Wir hatten damals gar keine Zeit zu überlegen.“ Serkan Köseoglu



dungen rein ... Wir haben teilweise Doppelschichten gemacht. Ich kann mich erinnern, ich habe mehrere Monate am Stück über 45 Stunden pro Woche gearbeitet, damit wir das so hinkriegen. Und das war für uns alle fast schon eine Selbstverständlichkeit, dass wir gesagt haben, okay, wir kriegen das schon hin. Man war überzeugt davon, dass es etwas ist, was man machen möchte, weil man einfach aus Überzeugung die Arbeit gemacht hat.

Hat euch damals irgendeine Art von Unterstützung gefehlt, die ihr euch gewünscht hättet?

SK: In Herne hat es auf jeden Fall gut funktioniert, mit der Ausländerbehörde, der Polizei, dem Kommunalen Integrationszentrum ...

MH: Bei uns hat es auch gut funktioniert, auch die Anbindung an die Schule. Was bei uns gefehlt hat, das war ein konkretes Beratungsangebot zu einem speziellen Thema: Viele Jugendliche, insbesondere aus Afghanistan, kamen zu uns und sagten: „Wir wissen nicht, wie wir mit Frauen umgehen sollen.“ Das war direkt nach diesen Vorfällen in Köln in der Silvesternacht 2015/2016. Die Berichterstattung in den Medien hat sie stark verunsichert, sie haben uns um Rat gefragt und gesagt: „Wir möchten nichts falsch machen.“ Da haben wir bemerkt: Es gibt eigentlich kaum Projekte und Angebote dafür. Heute würde ich im Rückblick sagen: Man braucht mehr Angebote, um den Jugendlichen

die Unsicherheit nehmen zu können. Vieles konnten wir selbst nicht auffangen, die sozialarbeiterische Arbeit kam da teilweise zu kurz. Es waren viele Jugendliche, es waren viele Aufgaben, auch behördlicher Art. Ich hätte mir gewünscht, dass wir mehr auf Einzelne und ihre Bedürfnisse eingehen können.

Was ist euer Fazit aus diesen Erfahrungen?

AE: Mein Fazit wäre, wir sind jetzt gut aufgestellt. Wenn nochmal so eine Flüchtlingswelle kommt, können wir die auch meistern.

SK: Ja, das würde ich auch sagen. Man hat Erfahrungen gesammelt und Verbindungen zu Institutionen.

MH: Ich glaube, insgesamt ist PLANB jetzt in unterschiedlichen Kommunen ein fester Partner für die Stadt geworden und hat sich etabliert. Das bedeutet, grundsätzlich wären wir heute ganz anders aufgestellt für so eine Herausforderung. Und einen Punkt möchte ich noch hervorheben: Wir haben erlebt, dass die jungen Menschen richtig motiviert waren. Das hat auch unsere Arbeit erleichtert. Das wollte ich noch sagen als Fazit: Es ist nicht nur so, dass wir alle viel Engagement gezeigt haben, um die Jugendlichen zu unterstützen, sondern in der Arbeit mit der Jugendlichen kam auch sehr viel zurück. Das war eine Bereicherung für jeden Einzelnen, sehr positive Erfahrungen.

INTERVIEW

EIN WEITER WEG ZUM ERFOLG

Khorshid Kachati gehörte zu den ersten Jugendlichen, die PLANB stationär betreute. Ende 2015 kam er aus Syrien nach Deutschland. Gemeinsam mit seiner damaligen Einrichtungsleitung Gülbahar Altinişik, heute Fachbereichsleitung Stationäre Hilfen für unbegleitete minderjährige Geflüchtete, erinnert er sich und erzählt, wo er heute steht.

Lass uns von vorne anfangen. In welchen Einrichtungen warst du?

KK: Ende 2015 lebte ich zunächst im Bahnhof Dahlhausen. Von dort sind wir umgezogen in die Wohngruppe Mosaik in der Kortumstraße. Dann waren wir ein paar Wochen in der Wohngruppe Spero in der Alleestraße, wo heute die Verwaltung von PLANB ist. Dann sind wir 2017 wieder umgezogen in das SBW Bochum – das war schon am heutigen Standort.

Wie war die erste Zeit für dich? Wie hast du dich gefühlt, was war fremd oder schwierig für dich?

KK: Wir waren neu in Deutschland, das war schwierig: andere Kultur anderes Wetter. Alles hat sich geändert. Die Familie war nicht da. Ohne Familie zu sein, alleine, das war das Schwerste. Der Rest war halb so schlimm.

Natürlich mussten wir uns auf neue Gesetze und Regeln einstellen. Man darf nicht alles machen, was man will, aber das ist normal, das musste nicht schwierig für uns sein. Gesetz ist Gesetz und wir wussten: Das ist okay, das ist das Gesetz, das gilt für alle.

Wie war es dann hier? Was hat dir am meisten geholfen in der Anfangszeit hier?

KK: Die Wohngruppe. Ich habe durch diese Wohngruppe viel erlebt, ja die haben mir wirklich richtig geholfen. Und was ich jetzt alles mache, ehrlich gesagt: Wäre ich nicht in dieser Wohngruppe gewesen, hätte ich vielleicht nicht so viel geschafft. Durch PLANB habe ich viel gelernt.



Wie haben sie das gemacht?

KK: Ich wollte zuerst gar nicht zur Schule gehen, aber die haben mich immer geweckt. Geklopft, gestört. Und ich dachte am Anfang, die wollen mich stören, die wollen mich nerven. Später habe ich mitbekommen, die wollten mich unterstützen. Die wollten, dass ich zur Schule gehe und jetzt bin ich froh darüber, auf jeden Fall. Was ich falsch gemacht habe, ehrlich gesagt: Dass ich meine Schule nicht weitergemacht habe. Ich bin jetzt Geschäftsmann, ich habe jetzt mehrere Läden und ich sage immer: Geld ist nicht alles. Ich hätte lieber meine Bildung weitergemacht, wäre irgendwann Anwalt oder Architekt geworden ... Heute würde ich jedem raten, die Schule weiterzumachen. Meiner Meinung nach ist das besser als die Selbstständigkeit als Geschäftsmann. Natürlich soll man irgendwann selbstständig werden, aber dann wirklich als Architekt, Anwalt oder Ingenieur.

„Durch PLANB habe ich viel gelernt.“

Khorshid Kachati

GA: Khorshid hatte immer sehr hohe Ziele, aber nicht immer die nötige Motivation, weil auch andere Themen wichtiger waren. Er war einer der ersten Jugendlichen in Deutschland. Aber er war nirgendwo richtig registriert. Als ich 2016 kam, kam er zu mir und sagte, ich habe keine Anmeldung, ich habe keine Schule, ich habe keinen Aufenthalt. Das hatte er alles nicht. Er hatte keinen Vormund, er hatte kein Konto ... und alle, die viel später kamen, die hatten alles und er nicht. Bei ihm wurde das immer vergessen. Und das hat ihn total gefrustet. Deswegen war Schule nicht so wichtig für ihn.

KK: Obwohl das alles unwichtig war, im Nachhinein. Ja, es gab damals Zeiten, da wollte ich wieder zurück. Aber ich habe gesagt, ich werde kämpfen. Aber jetzt will ich auch nicht mehr hierbleiben. Ich will lieber im Irak leben, obwohl ich jetzt seit ein paar Monaten Deutscher bin, ich habe jetzt meinen deutschen Pass.

Warum willst du Deutschland verlassen?

KK: Zu viel Papier, zu viel Bürokratie. Unglaublich viel. Dass man Steuern zahlen muss, ist okay, kann ich verstehen. Wir leben in einem schönen Land hier. Gesetze, Regeln sind gut. Aber die übertreiben mit zu viel Papier. Man soll eine Steuererklärung machen, Umsatzsteuer, Einkommensteuer, Gewerbesteuer ... tausend Sachen muss man einreichen. Das ist viel zu viel. Das macht viele Leute kaputt. Ich bin nicht der Einzige, der sich beschwert, ich habe Freunde, die auch alle selbstständig sind und wieder zurückwollen.

Was machst du heute, warum hast du so viel Bürokratie zu ertragen?

KK: Ich bin Geschäftsmann, ich besitze Dönerläden, Billardlounges und einen Tacoladen. Ein Beispiel: Für einen Umbau brauchte ich für die Baugenehmigung ein Schallschutzgutachten, da musste ich fast drei Monate auf einen Termin warten. Ich träume manchmal von der Baugenehmigung. Das ist viel zu viel. Und seit 2019 haben wir eine so schwierige Zeit für Geschäfte, das habe ich noch nie erlebt. Dieses Jahr war sehr, sehr schlimm. Viele sind wieder zurück in die Heimat, nach Syrien. Einige warten, bis sie eingebürgert werden und gehen dann zurück. Mein Vater ist auch wieder in der Heimat. Viele waren Geschäftsleute, die können nicht hier vom Staat leben. Was ich jetzt hier gerade mache, das ist für mich keine Arbeit. Ich muss jeden morgen früh aufstehen und kämpfen, gegen Papier. Ich mache alles komplett korrekt und legal, und deswegen zahle ich viel zu viel Steuern. Das sind über 40 Prozent. Viel zu viel. Viele von meinen Freunden wissen das leider auch nicht. Die machen sich selbstständig, die haben einen Lebensmittelladen, einen Friseurladen, die reden nur über 19 Prozent Mehrwertsteuer. Aber sie wissen nicht, was Umsatzsteuer ist, was Einkommensteuer ist ... das wissen sie wirklich nicht. Aber es gibt genug Länder, wo man gut leben kann, zum Beispiel im Irak, in Erbil*. Da kann man gut leben, ohne Stress, ohne Steuern, glücklich. Da ist das Leben gesünder. Hier kriegt man graue Haare von dem ganzen Papier.

Nochmal zurück zu der Zeit damals bei PLANB. Du hast viele Umzüge erwähnt. Bist du immer in derselben Gruppe gemeinsam umgezogen?

KK: Ja, wir waren immer alle zusammen. Ein Einschnitt war für uns der Leitungswechsel. Im Sommer 2016 kam Gülbahar als neue Leitung.

GA: Ich erinnere mich an meinen ersten Tag: Khorshid stand da mit seiner ganzen Mannschaft der Bewohner und hat mich nicht reingelassen. Er wollte keinen Leitungswechsel haben. Sie hatten ja eine Beziehung zu der damaligen Leitung und er akzeptierte einen Wechsel nicht. Und dann stand er da, die ganzen Bewohner hinter sich, und hat gesagt: Ich lass dich hier nicht rein.

KK: Aber heute sag ich: Sie hat alles richtig gemacht, weil sie die Arbeit mit Liebe gemacht hat. Sie hat uns verstanden. Sie hat die Jungs verstanden, dass sie ohne Eltern hier sind, ohne Familie. Aber nicht jeder hat das verstanden. Sie wusste, wir sind ohne Familie, ohne Eltern. Und jeder, der Stress da gemacht hat, der hat nicht aus Langeweile Stress gemacht, sondern weil er selber im Stress war, er war traurig. Er wusste nicht, was er macht. Das war eine sehr harte Zeit in der Wohngruppe. Gleichzeitig haben wir auch viel gelernt.

GA: Die Wohngruppe damals, als ich die übernommen habe, das waren Jugendliche, die aus anderen Wohngruppen rausgeflogen sind. Weil es Stress mit Betreuern gab, auch mit Bewohnern. Die hatten alle eine negative

Fallakte quasi. Und es war tatsächlich so, wie Khorshid auch sagte, die Jugendlichen hatten Frust in sich gehabt: „Ich werde nicht verstanden. Ich werde nicht ernstgenommen.“ Khorshid war damals sehr laut, sehr bestimmend, sehr fordernd. Aber eigentlich war es die Verzweiflung. Er hat immer für alle Bewohner gesprochen, er war ein Sprachrohr für alle. Und er war auch sehr angesehen bei den Bewohnern. Wenn sie Probleme hatten, sind sie zu ihm gegangen. Das wollte er auch. Er hat auch viel geteilt. Aber zwischen uns gab es dann letztlich einen Wendepunkt, an dem wir gemerkt haben: Okay, wir sind keine Feinde, ich spiele nicht gegen dich, sondern wir sind zusammen und ich unterstütze dich. Und dann waren wir Freunde.

Was würdest du aus deiner Erfahrung jetzt den Jugendlichen raten, die heute in deiner Situation sind, die jetzt in einer Wohngruppe leben?

KK: Sie sollen stabil bleiben, egal was ist. Keinen Mist bauen in diesem Land. Wenn man Mist baut, kriegt man direkt eine Strafe. Man muss sich benehmen hier, arbeiten auf jeden Fall, aber Bildung ist wichtiger als Arbeit.

GA: Ich muss ergänzen, dass die Jugendlichen, die jetzt aus Syrien kommen, emotional belasteter sind, nicht so stabil wie damals. 2015 und 2016 kamen sie direkt aus der Heimat, sie waren in Bildungs- und Erziehungssystemen integriert, sie waren zwar teilweise auch traumatisiert, hatten aber durch die Familie eine emotionale Stabilität. Die, die jetzt kommen, waren teilweise jahrelang in anderen Ländern, bevor sie nach Deutschland kamen, waren teilweise nicht mehr in der Schule, haben keine gesundheitliche Versorgung und haben gar nicht

den Fokus: „Ich muss hier hinkommen, um eine Ausbildung zu machen, um Geld zu verdienen.“ Die sind aus anderen Gründen hier. Damals waren es eigentlich mehr Jugendliche mit Schulbildung. Und die heute kommen, die müssen erst einmal ganz viel nachholen an Erziehung, an Sozialisation, an Bildung, vielleicht noch Lesen und Schreiben lernen.

Gülbahar, was ist dein Fazit aus der gemeinsamen Zeit mit Khorshid?

GA: Ich möchte Khorshid hier einmal ganz offiziell sagen, dass ich sehr, sehr stolz auf ihn bin. Du warst tatsächlich einer der wenigen Jugendlichen, die mich sehr geprägt haben in meiner sozialen Arbeit, in meiner Arbeit generell, die mich auch immer wieder beschäftigen nach wie vor. Wenn ich mit Jugendlichen rede, muss ich mich immer an dich erinnern, weil du mir auch viel beigebracht hast. Klar, ich hatte auch graue Haare durch dich, aber genau diese grauen Haare, die prägen mich, wenn ich an meine Grenzen komme. Und ich bin stolz, wie du dich entwickelt hast. Dass du deinen Eltern alle Ehren erwiesen hast, dass du nicht hier den Weg verloren, sondern dein Ziel im Auge behalten hast. Ich habe dir damals gesagt: Das Ziel zu erreichen, das dauert manchmal. Manchmal geht man Umwege. Das hast du auch bewiesen: Du bist Umwege gegangen, aber du hast am Ende dein Ziel erreicht. Und deswegen kannst du dir dafür auf die Schulter klopfen.

KK: Danke. Ich will mich natürlich auch bedanken. Gülbahar hat viel für mich getan. Sie hat ihre Arbeit mit viel Liebe gemacht und nicht für mich alleine. Für alle Jungs. Sie hat jedem geholfen.

„Das Ziel zu erreichen,
das dauert manchmal.
Manchmal geht man
Umwege.“ Gülbahar Altinişik



INTERVIEW

VOLLER ZUVERSICHT INS UNBEKANNTE

Der Start der Stationären Hilfen 2015 war ein Aufbruch in unbekanntes Neuland. Klar war nur: Es muss klappen und es muss schnell gehen – weil Menschen in Not darauf angewiesen sind. Was bedeutete das für den Bereich Verwaltung und Finanzen? Darüber sprachen wir mit Elke Hacker, Prokuristin von PLANB und ViR.

Wie Erinnerst du dich an die Anfänge der Stationären Hilfen?

Gestartet sind wir damals in Herne. Da gab es eine Ausschreibung des Jugendamtes, auf die wir uns beworben haben, für eine Regeleinrichtung für Kinder – das ist heute die Villa Dorn. Kurz vor deren Start kam aber Ende 2015 die Flüchtlingswelle und dann hieß es, wir brauchen Plätze für UMF. Gleichzeitig haben wir dann auch hier in Bochum, in der dritten Etage im PLANB-Haus in der Alleestraße, die erste UMF-Gruppe eingerichtet. Geplant hatten wir die Etage damals schon für die Verwaltung, aber das musste erst einmal warten. So entstand die Wohngruppe Spero mit 12 Jugendlichen in vier oder fünf Räumen, auch keine Regeleinrichtung. Jetzt ist dort wie damals geplant die Verwaltung verortet, hier in meinem Büro war damals das Betreuerbüro mit Schlafplatz. Gülserens Büro gegenüber war die Küche.

Damals musste es vor allem schnell gehen?

Ja, der Start kam ja von heute auf morgen, also gefühlt innerhalb von 24 Stunden. Das war schon Wahnsinn. Und das war totales Neuland für uns alle – die Pädagogen oder wir in der Verwaltung, wir hatten überhaupt keine Erfahrung mit stationären Hilfen. Ob das jetzt die Kalkulation der Entgelte betraf, wie man die verhandelt, was man beachten muss ... das kannten wir alles nicht. Wir waren bis dato nur im ambulanten Bereich und mit Kindertageseinrichtungen tätig, dazu gab es ein paar Projekte und Beratungsstellen im Bereich Migration, aber stationäre Hilfen kannten wir nicht. Und wir kannten auch nicht die Abläufe in den Wohngruppen. Wir wussten nicht, wie organisieren wir das mit dem Taschengeld, dem Bekleidungsgeld, der Auszahlung, all diese Geschichten. Dann waren wir von heute auf morgen 60,



70 Mitarbeiter mehr. Alle Wohngruppen starteten fast gleichzeitig im Dezember 2015, in Herne, Bochum und Essen. Und wir waren, glaube ich, zu dritt in der Verwaltung und das war's schon.

Was war aus deiner Sicht das Besondere an der Situation?

Die Abläufe waren ja alle neu für uns. Wir haben uns im Internet informiert und es gab Broschüren von den Landesjugendämtern, da haben wir uns schlau gemacht. Ich war damals alleine in der Buchhaltung, das habe ich auch noch lange Zeit alleine gemacht. Die Stationären Hilfen hatten natürlich Priorität, die Tagessätze, die Verhandlungen mit den Jugendämtern. Die Buchhaltung konnte warten. Dann lief auch viel mehr über die Barkasse, Bekleidungsgelder mussten ausgezahlt werden, Taschengelder ... und wir hatten ständig die Leute von den

„Es ging ja so ein Ruck durch die Gesellschaft. Jeder wollte helfen.“

Wohngruppen hier, die Bargeld brauchten. Überall wurde frisch gekocht, Lebensmittel mussten gekauft werden. Das kannten wir aus den ambulanten Hilfen alles nicht. Das war auch für die Mitarbeiter in den Wohngruppen schwierig. Die mussten ja auch jeden Beleg aufheben und alles mit uns abrechnen. Mindestens einmal die Woche war jeder einmal hier. Das war nicht nur für uns schwierig, sondern auch in den Einrichtungen selbst, Personal zu finden so schnell. Wir haben viel improvisiert in der Zeit. Wie immer.

Was waren die wichtigsten Bereiche, die unbedingt laufen mussten?

Die Jugendlichen mussten versorgt sein, mit Lebensmitteln und Kleidung. Die Räume mussten eingerichtet werden und die Mitarbeiter:innen wollten auch bezahlt sein. Für all das musste Geld da sein. Das war am Anfang tatsächlich ein Problem, weil die Jugendämter ja auch nicht nachkamen. Die hatten ja auch unheimlich viel auf einmal zu bewältigen. Und so haben wir auf unsere Gelder monatelang gewartet, das heißt, wir mussten ganz viel in Vorkasse gehen.

Und das hat funktioniert?

Ja, irgendwie hat das alles funktioniert. Natürlich war das Geld oftmals knapp, aber wir hatten hier auch viel Unterstützung. Die Jugendlichen konnten in der ersten Zeit mit Spenden eingekleidet werden. Aber sie wollten natürlich auch ihr Bekleidungsgeld. Sie hatten ziemlich schnell verstanden, was ihnen zusteht und wer dafür zuständig ist. Einmal, daran kann ich mich noch gut erinnern, kamen sie aus der Wohngruppe oben im 3. Stock zu mir in Unterhosen, um mich unter Druck zu setzen, weil sie ja nichts zum Anziehen hätten. Sie sollten ihr Geld ja bekommen, aber eben dann, wenn wir es auch haben. Und irgendwann waren sie dann nicht mehr dazu bereit, das so hinzunehmen.

Das hat sich dann aber gelöst?

Ja. Insgesamt waren die Jugendlichen alle sehr nett, sehr respektvoll und sehr höflich. Ich weiß noch, wenn wir was eingekauft hatten oder so, waren sie ganz schnell unten am Auto und haben mitgeholfen, die Sachen hochzutragen. Da waren sie schon sehr hilfsbereit und auch uns gegenüber wirklich respektvoll.

Ihr hattet auch viel Unterstützung durch ehrenamtliche Helfer und Spenden?

Ja, das stimmt. Jeder wollte helfen. Es ging ja so ein Ruck durch die Gesellschaft. Und jeder wollte unterstützen, jeder wollte was tun.

In dieser Zeit entstand auch ViR?

ViR gab es zu der Zeit schon, aber der Fachbereich stationäre Hilfen entstand zu dieser Zeit. Bis auf die Einrichtung Villa Dorn, wurden alle stationären Hilfen damals bei ViR verortet. Wir wollten PLANB damals nicht gefährden, wir wussten ja nicht, wie es weitergeht mit den Angeboten. Klappt das wirklich alles? Können wir die Einrichtungen später in Regeleinrichtungen umwandeln? Was bedeutet das für PLANB, wenn es nachher nicht klappen sollte? Und deswegen haben wir das bei ViR angesiedelt.

Aber es ist ja alles gutgegangen. Die Auslastung wurde nie zum Problem?

Nein, Gott sei Dank nicht. Unsere Einrichtungen sind in der Regel alle immer gut ausgelastet. Die Bedarfe sind

„Es war eigentlich alles selbstverständlich.“



groß und so konnten wir den Fachbereich nach und nach weiter ausbauen. Auch in der jüngsten Flüchtlingswelle haben wir wieder drei Brückeneinrichtungen eingerichtet, wir wussten ja jetzt wie es geht und hatten die nötige Erfahrung.

Woran misst du den Erfolg deiner Arbeit?

Es ist ja eigentlich ein Zusammenspiel von beidem: Einmal die Arbeit in den Einrichtungen und dann wir, die das verwalten. Wenn es in der Einrichtung nicht läuft, läuft es auch finanziell nicht. Ganz wichtig ist auch: Wir haben von Anfang an ein ganz gutes Verhältnis zu den Jugendämtern gehabt. Das spielt ja eine große Rolle. Es war immer offen und transparent, Man begegnet sich auf Augenhöhe und alles gestaltet sich nicht so schwierig. Ich glaube, das machen wir ganz gut. Wir waren alle sehr engagiert und hoch motiviert, wir haben Privates nach hinten geschoben, das war für uns selbstverständlich, es war so eine Aufbruchstimmung. Sicher gab es Hürden, aber die haben wir halt genommen, so selbstverständlich einfach auch. Es war eigentlich alles selbstverständlich. Jeder hat mit angepackt und jeder hat irgendwas gemacht und wir hatten alle das gleiche Ziel. Dass wir das auch erreichen, ich glaube, da hätte überhaupt niemand einen Zweifel daran gehabt in dem Moment.

Wie funktioniert deine Zusammenarbeit mit den pädagogischen Teams? Wirst du ausreichend gehört mit deiner kaufmännischen Sicht der Dinge?

Natürlich kann das ein Problem sein, aber das ist auch normal, weil Pädagogen mit einem ganz anderen Blick draufgucken und viele Dinge auch nicht gleich parat haben. Sie stellen sich bestimmte Dinge vor, aber das funktioniert dann eben halt nicht immer so.

Und du hast dann auch öfter die undankbare Rolle zu sagen, das geht so nicht?

Ja, schon. Natürlich, das ist nie einfach. Verwaltung ist nie einfach und schon gar nicht unter Pädagogen. Auf den Punkt zu kommen und sich an bestimmte Regeln zu halten, das fällt eben manchmal auch total schwer. Und ich will den Kolleginnen und Kollegen ja auch nichts vorenthalten, aber es gibt einfach Vorgaben, an die wir uns halten müssen. Dann muss es auch mal so laufen, auch wenn es für die Leute gerade umständlich ist und auch nicht schön, einfach zu viel Bürokratie. Aber das kriegen wir im Großen und Ganzen gut hin. Insgesamt kommen wir, glaube ich, ganz gut miteinander aus.



INTERVIEW

INDIVIDUELLER BLICK AUF DIE RESSOURCEN

Sandra Sadowski arbeitete von Dezember 2015 bis 2017 in der damals neu entstandenen Fachgruppe *Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (UMF)* des Jugendamts der Stadt Essen. Dort bekam sie auch ersten Kontakt zu PLANB. Im Interview erinnert sie sich an diese Zeit und die Zusammenarbeit.

Wie haben Sie uns kennengelernt?

Zu der Zeit waren wir in der Fachgruppe so organisiert, dass wir stellenweise jeweils für eine ganze Einrichtung zuständig waren, damit die Wege für beide Seiten, also für den freien Träger und für uns, ein bisschen kürzer werden. Und meine neuen Kolleginnen sagten zu mir: „Im Gebäude des Kolpinghauses gibt es eine neue Wohngruppe *Anker*. Da leben zehn junge Menschen, neun davon heißen Mohammed. Das wären zehn, für die du zuständig sein könntest. Nimm doch mal Kontakt auf.“ Das war die erste stationäre Einrichtung, für die ich dann komplett zuständig war.

Warum wurde PLANB als Träger ausgewählt?

Wir hatten in Essen bis dahin vielleicht vier unbegleitete minderjährige Geflüchtete. Das heißt, wir hatten auch keine stationären Träger, die mit der Zielgruppe Erfahrung hatten. Wir haben dann Träger gesucht, die sich vorstellen könnten, für solche Übergangseinrichtungen bereitzustehen, und PLANB hat sich gemeldet. Aber natürlich hatte PLANB noch keine eigenen Räumlichkeiten in Essen. Und man konnte auch nicht darauf hoffen, in wenigen Tagen eine Immobilie zu finden. Doch es gab andere Träger, die Wohnraum zur Verfügung stellen konnten, aber nicht das Personal hatten. So hat PLANB im Kolpinghaus in Frohnhausen die Wohngruppe *Anker* umgesetzt. Und für die wurde ich dann zuständig.



Was bedeutet das konkret?

Zuständigkeit bedeutet in der Regel, wenn es gut funktioniert, dass man schon von der ersten Alterseinschätzung an dabei ist und dass man dann alles für den jungen Menschen in der Steuerung übernimmt, was notwendig ist. Man regt eine Vormundschaft an, weil die Eltern sich ja de facto nicht im Inland aufhalten. Man schaut, wo der junge Mensch untergebracht ist und man führt alle sechs Monate mit ihm, dem Vormund und der Einrichtung Hilfeplangespräche, legt Ziele fest: Was soll erreicht werden? Was sind die Wünsche der jungen Menschen? Und natürlich ist man auch zwischendurch immer ansprechbar, wenn es um verschiedenste Fragen geht, angefangen von finanzieller Unterstützung bis hin zu

„Die Frage war nicht, ob wir das schaffen, sondern wie wir das schaffen.“

Krisenfällen. Diese gesamte Fallzuständigkeit, das ist dann der Job, in meinem Fall für die gesamte Wohngruppe. Aber ich war natürlich auch für andere junge Menschen bei ganz vielen anderen Trägern zuständig.

Haben Sie eine besonders intensive Erinnerung an diese Zeit?

Ich erinnere mich noch, dass ich damals den jungen Menschen immer gesagt habe: „Wenn irgendwas ist, bitte kommt. Bitte meldet euch, wenn ihr Fragen habt.“ Und irgendwann rief mich die Wohngruppe *Anker* an und sagte: „Frau Sadowski, es sind alle Jugendlichen weg und wir glauben, die sind auf dem Weg zu Ihnen.“ Und während ich noch telefonierte, guckte ich dann zu meiner Tür und sah die zehn Köpfe dort in der Tür und habe sie in mein kleines Büro geleitet. Sie sagten: „Frau Sadowski, wir verstehen das, aber wir wohnen im Bezirk drei. Wir möchten auch mal in die Stadtmitte. Wir brauchen ein Ticket für öffentliche Verkehrsmittel.“ Und damals war das noch so, dass man ein Schokoticket bekam, wenn man einen Schulplatz hatte. Den hatten sie aber noch nicht. Ich fand das total toll, dass die jungen Menschen gekommen sind. Ich hatte das Gefühl, sie haben verstanden, dass sie hier Rechte haben und dass sie sich dafür einsetzen sollen. Es gab dann eine Lösung: Wir haben Gruppentickets angeschafft, übertragbare Tickets 2000, aber auch nur einige. Dann musste man sich schon sehr kollegial verhalten. Die Jugendlichen haben so erfahren: Wenn ich mich für etwas einsetze, kriege ich vielleicht nicht genau das Ergebnis, das ich mir gewünscht habe, aber es gibt eine Reaktion.

Was war für Sie das Besondere an PLANB?

In den Einrichtungen von PLANB hatte man immer schon wenn man hereinkam das Gefühl, dass hier sehr darauf geachtet wird, dass jeder Mensch seinen individuellen Platz finden kann. Und ich habe bei PLANB – auch bei anderen Trägern – viele Menschen getroffen, die sehr individuell auf die Lebensgeschichte geguckt haben, die jeden jungen Menschen mit seinen Ressourcen wahrgenommen haben und in einem sehr, sehr guten persönlichen Kontakt standen. Ich habe hier immer einen sehr, sehr ehrlichen Umgang mit den Jugendlichen erlebt. Also nicht diese Opferlogik nach dem Motto: „Die armen jungen Menschen, denen so viel passiert ist ...“. Sondern eine Bestärkung nach dem Motto: „Guck mal, was du alles geschafft hast, das kriegen wir hier doch auch noch hin.“ Das hat mir sehr, sehr gut gefallen: Jungen Menschen zu zeigen, was für Ressourcen sie haben, warum es sich lohnt, weiter zu kämpfen. Das fand ich sehr beeindruckend. Das ist gut gelungen. Und mir ist die Orientiertheit an den jungen Menschen aufgefallen, der Wunsch, sie zu beteiligen, sie ernst zu nehmen als Individuen. Also nicht nach dem Motto: „Ich habe in der Wohngruppe zehn Syrer, die sind alle 17 Jahre alt und männlich und dann werden die schon alle ungefähr das gleiche brauchen.“ Sondern eben, dass man wirklich pädagogisch nah dran ist: „Was kannst du persönlich?“ Außerdem hatte ich immer das Gefühl, dass die pädagogischen Fachkräfte bei PLANB viel ausgehalten haben. Das heißt, wenn es mit einem jungen Menschen auch mal schwierig oder herausfordernd wird, dann sagt man nicht gleich dem Jugendamt Bescheid, dass der nicht in der Gruppe

bleiben kann. Das Selbstverständnis war: Wir haben den pädagogischen Auftrag und wir versuchen, solange wir noch einen Spielraum haben, weiter mit dem jungen Menschen zu arbeiten. Das ist jetzt nicht so, dass das in anderen Einrichtungen nicht auch der Fall gewesen wäre, aber bei PLANB ist es mir doch schon besonders aufgefallen. Da hat man mit gutem Gewissen junge Menschen in die Einrichtung gegeben, weil man wusste, selbst wenn ich manchmal vielleicht in Hochphasen nicht die Zeit habe, da immer dran zu sein, sind da Pädagogen, die das aber tun werden. Und das hat mir sehr gut gefallen.

Was würden Sie sagen, was ist Ihnen damals besonders gut gelungen und was würden Sie vielleicht anders machen?

Im Rückblick würde ich sagen, angesichts der großen Herausforderung auf allen Seiten ist uns das schon gelungen. Auch wenn ich mir mehr Zeit für einzelne Jugendliche gewünscht hätte. Aber ich würde sagen, in dem Rahmen, was möglich war, haben alle schon sehr, sehr viel gegeben. Auch den Kolleginnen war es immer wichtig, im persönlichen Kontakt zu bleiben und nicht wahrgenommen zu werden als die Frau vom Jugendamt, die ab und zu mal vorbeikommt.

„Wir schaffen das“ war ja damals das Motto der Stunde. Waren Sie immer zuversichtlich, es zu schaffen, oder gab es auch Momente des Zweifels?

Ich muss ganz ehrlich sagen, ich finde, wenn es um Menschenrechte geht, dann ist die Frage, ob man das schafft, die falsche. Das hat man zu schaffen. Wenn ich

weiß, Kinder verlieren gerade in anderen Ländern ihre Grundrechte, sie befinden sich auf der Flucht, sie sind eine besonders vulnerable Zielgruppe, dann stellte sich mir nie die Frage: Können wir das denn schaffen oder ist das für uns jetzt zu viel? Das ist die falsche Frage. Die richtige Frage wäre, in welcher Qualität oder wie können wir das schaffen? Diese jungen Menschen haben super viel investiert, sie haben versucht, die Sprache zu lernen, so schnell wie möglich. Das sind junge Menschen, die sich zum Teil, nachdem sie Hilfe durch das System bekommen haben, selber ehrenamtlich engagiert haben, sich weiterhin hier einsetzen für die Gesellschaft. Dass denen jetzt so ein bisschen vermittelt wird: Eigentlich gibt es Teile von euch, die hätten wir hier gar nicht so gerne und wenn es nach uns ginge, würden die Deutschland auch wieder verlassen – das finde ich in diesem Diskurs sehr schwierig. Ich bin in all der Zeit sehr selten auf irgendwen gestoßen, wo ich gesagt hätte: Da sehe ich nicht ganz viel Potenzial und auch einen absoluten Mehrwert für diese Gesellschaft. Deswegen macht mich dieser Diskurs traurig. Ich würde Menschen manchmal wünschen, dass sie die Einblicke, die ich haben darf, auch haben können, dass sie diese jungen Menschen auch kennenlernen.

Gibt es im Rückblick einen Bereich, wo Sie sich aus der heutigen Sicht mehr Unterstützung gewünscht hätten?

Ich hätte mir gewünscht und würde mir auch jetzt noch wünschen, es gäbe eine Strategie, die man verfolgt, also ein strategisches Vorgehen. Dass es zum Beispiel auch für die freien Träger eine Sicherheit gibt, um ein paar Plätze vorzuhalten und nicht immer auf- und abzubauen.

en. Um den Trägern, die sich auf den Weg machen, eine Sicherheit zu geben, auch um sich qualitativ weiterzuentwickeln. Damals hat man sich oft ein bisschen alleingelassen gefühlt, aber im Rückblick würde ich heute sagen, in der Situation hatten eben wenig Leute Expertenwissen und konnten es nicht haben. Sie haben aber nach bestem Wissen und Gewissen versucht zu entscheiden. Ein anderer Aspekt ist: Ich würde mir von der Presse und allen Beteiligten wünschen, dass sie eins nicht aus den Augen verlieren: Wir reden hier immer noch von Minderjährigen, die Schutz suchen und wo es einen gesetzlichen Auftrag gibt, das zu erfüllen. Da immer mit dieser Schablone herumzulaufen: „Du bist ein Geflüchteter, und ich nehme dich auch nur so wahr“, das hilft den jungen Menschen weder im Jugendhilfekontext noch in der Schule noch sonst irgendwo. Das Jugendamt ist zuständig für alle jungen Menschen, die unter 18 Jahre alt sind. Aber das ist alles im Nachhinein leichter gesagt als getan. Ich habe in Essen sehr, sehr engagierte Kollegen erlebt. Ich weiß genau, wir hätten es nicht geschafft, wenn freie und öffentliche Träger nicht alle gesagt hätten, das ist Extraarbeit für alle und aufwändig, aber das ist unser gemeinsamer Auftrag. Es gibt in Essen eine sehr breite Gemeinschaft von Menschen, die sagen: Wir setzen uns alle für junge Menschen ein und versuchen nicht die Frage zu beantworten, ob das geht, sondern wie das geht. Da geht mein Dank an alle Träger, die gesagt haben, wir machen das. Ich hoffe, dass wir davon dauerhaft profitieren können und dass wir vielleicht nicht noch einmal in so tiefe Fahrwasser kommen wie vor zehn Jahren.



UMFRAGE

DREI FRAGEN AN DIE MITARBEITENDEN

1. ICH ARBEITE IN DER STATIONÄREN JUGENDHILFE WEIL ...

... das Wohl der Kinder und Jugendlichen sowie ihre Entwicklung zu erwachsenen Menschen mir am Herzen liegt.

... es mir Spaß macht, eine tragfähige Beziehung zu den Jugendlichen aufzubauen und es abwechslungsreich und lebendig ist.

... mir die Arbeit mit jungen Menschen Freude macht und es schön ist zu sehen, wie sie Fortschritte machen.

... ich mit Leidenschaft daran mitwirken möchte, dass aus schwierigen Lebensgeschichten Erfolgsgeschichten werden.

... ich meine Berufung im Umgang mit Kindern und Jugendlichen gefunden habe.

... jeder Tag anders ist und man immer wieder etwas Neues lernt.

... ich einen Unterschied machen möchte.

... ich mich da unfassbar wohl fühle.



Alle Krisen gehen vorüber.
Was davon bleibt, ist das Wissen,
sie gemeistert zu haben.

Dass eine offene Kommunikation die Lösung für die meisten Probleme ist.

2. WAS HAST DU BEI UNS FÜR DICH MITGENOMMEN?

WENN MAN WILL,
KANN MAN.

In der Ruhe liegt die Kraft.

Dass ein buntes Miteinander aller Kulturen und Ethnien wundervoll ist.

3. ZUM ZEHNJÄHRIGEN JUBILÄUM DER STATIONÄREN JUGENDHILFE WÜNSCHE ICH MEINEM TRÄGER ...

... Mut, Geduld und weiterhin die Kraft, die Jugendhilfe immer weiter positiv zu gestalten.

... weiterhin die Leidenschaft, das Unmögliche möglich zu machen und Biografien positiv zu prägen.

... dass das Herzblut, mit dem hier gearbeitet wird, noch viele Jahre spürbar bleibt – für die Menschen der Zukunft.

... Inspiration, Zusammenhalt und Freude an der Arbeit, die Tag für Tag Lebensgeschichten verändert.

... viel Kraft, Mut und Herz für die wichtige Arbeit mit jungen Menschen.

... weitere 100 Jahre interkulturelle Jugendhilfe.

... viele weitere Jahre mit so vielen tollen Menschen, die jeden Tag alles geben für die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen, die sie in ihrem Alltag unterstützen.

Kurz vor ihrem zehnjährigen Bestehen erlebte die stationäre Jugendhilfe ein Déjà-vu: Im Jahr 2024 war die Zahl der Minderjährigen, die ohne Begleitung nach Deutschland flüchteten, so hoch wie seit 2015 nicht mehr – eine Bewährungsprobe für unsere gesammelten Erfahrungen, der wir uns gerne stellten.



mehrere Millionen Euro für den Ausbau und die Weiterentwicklung von Angeboten für alle jungen Geflüchteten zur Verfügung stelle. Im Laufe der Jahre seien diese Angebote von reinen Willkommens- zu Partizipationsprojekten weiterentwickelt worden. Im Ministerium seien PLANB und unsere Arbeit durchaus bekannt: „Wir wissen, was Sie Tag für Tag für diese Gesellschaft und insbesondere auch für die jungen Menschen leisten.“ Die konkrete Situation in Essen schildert Jugendamtsleiter Carsten Bluhm. Nach 2016 seien viele Kapazitäten abgebaut worden. „Gott sei Dank haben wir aber auch einiges erhalten. Wir brauchen jetzt mittel- und langfristige Ansätze, dass wir auf diese Wellenbewegungen der Flüchtlingszahlen reagieren können. Wir müssen uns gemeinsam mit dem Land und vielen anderen Kommunen auf den Weg machen, das Thema auch mittel- und langfristig in den Blick zu nehmen und nicht auf Sicht zu fahren.“

Im Anschluss stellten Ali Atalay und Guido Schweers aus den Landesjugendämtern LWL und LVR die aktuellen Zahlen und Entwicklungen vor. Auch sie zogen den Schluss: „Es ist nicht absehbar, dass das in zwei, drei Jahren enden wird. Vielmehr gehe ich davon aus, dass wir Jugendhilfe neu denken müssen“, so Ali Atalays Fazit. Sein Aufruf an die Träger: „Seien Sie innovativ! Haben Sie Mut, konzipie-

In verschiedenen Workshops befassten sich die Teilnehmer:innen im zweiten Teil des Fachtags mit konkreten Fragestellungen, etwa, wie gelungenes Ankommen aussieht oder welche Auswirkungen nach der Entlassung in die Selbstständigkeit der Sozialraum auf die langfristige Integration hat. Der Fachtag endete mit dem Austausch der Workshop-Ergebnisse und einer Vielzahl von fruchtbaren und inspirierenden Netzwerkgesprächen. Insgesamt betonte der Fachtag die Bedeutung kultursensibler Ansätze in der Betreuung Geflüchteter. Die vorgestellten Erkenntnisse und Empfehlungen sollen als Leitfaden für zukünftige Maßnahmen und Strategien im Umgang mit unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten in der stationären Jugendhilfe dienen.



INTERVIEW

WIE WIR WACHSEN: KREATIVITÄT TRIFFT PLAN

Wir blicken zurück auf zehn Jahre Wachstum und Professionalisierung, Verbesserung und Optimierung. Eine große Rolle spielt dabei die Konzeptionsarbeit in allen Bereichen. Vignaraj Shanmugarajah, Geschäftsführung *Stationäre Hilfen*, ist seit vielen Jahren in diesem Bereich engagiert und treibt die Konzeptentwicklung vorausschauend voran.

Wie waren die Anfänge der Konzeptionsarbeit im Bereich der stationären Hilfen?

Dadurch, dass der stationäre Bereich 2015 quasi als UMF-Einrichtung gestartet ist, als Antwort auf die hohe Zahl der unbegleiteten Flüchtlinge, war unsere erste Aufgabe die Entwicklung von betriebserlaubnisfähigen Konzepten, um unsere Einrichtungen zu verstetigen und im Regelbetrieb weiterführen zu können. So startete ViR dann mit entsprechend passenden Konzepten, Qualitäts- und Leistungsbeschreibungen für den stationären Kontext und wir erhielten die entsprechenden Betriebserlaubnisse. Als ich 2019 mit eingestiegen bin, zunächst als Leitung der Wohngruppe *Kompass*, habe ich mich schon mit den Konzepten auseinandergesetzt, um bestimmte für uns wichtige Aspekte hervorzuheben.

Welche Aspekte waren das?

Einmal der interkulturelle Aspekt, aber gleichzeitig auch die Professionalisierung und Standardisierung von internen Strukturen. Als ich die Fachbereichsleitung der stationären Hilfen für Kinder übernommen habe, habe ich das Konzept der *Villa Dorn* gemeinsam mit Leitung und Team grundlegend überarbeitet, ebenso das vom Kinderschutzhause *Sonnenland*.

Wie bildet sich der Punkt Interkulturalität ab?

Interkulturalität bildet kein eigenes Konzept, sondern ist quasi ein Zusatzbestandteil im Konzept jeder Einrichtung. Also dass wir die Teams maximal divers ausstatten. Wir mischen die Mitarbeitenden gezielt so, mit vielen



Sprachen, Nationalitäten, kulturellen Hintergründen und religiöser Zugehörigkeit, dass wir dort eine enorme Diversität haben. Ich glaube, das macht den stationären Bereich so interessant. Darauf legen wir großen Wert.

Wie viel Arbeit steckt in so einem Konzept?

Wenn wir ein Konzept überarbeiten, ist das schon ein Prozess, der sich über ein halbes Jahr zieht. Konzepte von heute kann man nicht mehr mit Konzepten von vor zehn Jahren vergleichen. Die sind schon tiefgründiger. Die Landesjugendämter haben einen enorm hohen Qualitätsanspruch, genauso wie die Kommunen vor Ort. Da kommt dann sehr viel pädagogischer Inhalt zusammen, viele Aspekte, die wir berücksichtigen müssen: Aspekte, die wir als Träger wichtig finden, die die Kommune vor Ort

„Wir mischen die Mitarbeitenden gezielt so, dass wir dort eine enorme Diversität haben.“

wichtig findet, aber auch Aspekte, die die Heimaufsicht, also die Landesjugendämter wichtig finden. Die Konzepte sind im Laufe der Jahre immer komplexer geworden durch immer mehr Erwartungen und Vorgaben. Aber das ist natürlich auch angemessen und gerechtfertigt. Immerhin geht es um eine besonders vulnerable Zielgruppe, um junge Menschen in einer wichtigen Phase ihrer Entwicklung.

Hier spielen besonders die Schutzkonzepte eine wichtige Rolle?

Ja, genau. Damit habe ich mich auch sehr intensiv beschäftigt. Ungefähr vor drei Jahren kam die Vorgabe, dass alle Einrichtungen solide Schutzkonzepte haben müssen. Da haben wir, unsere Geschäftsführerin Gülseren Çelebi und ich, zum einen selber Fortbildungen besucht und dann einen Vortrag vorbereitet, um ein Team zu schulen: Was ist wichtig für ein Schutzkonzept? Wie sieht es aus? Diese Inhalte sind aus verschiedenen Fachbereichen zusammengefasst, zum Beispiel aus dem Bereich *Migration und Integration*. Hier konnten wir das große Know-how von *DeBUG NRW* nutzen, der von PLANB in Kooperation mit dem Paritätischen Gesamtverband betriebenen *NRW-Kontaktstelle für Gewaltschutz in Flüchtlingsunterkünften*. Die Schutzkonzepte sind modular aufgebaut. Das erste Kapitel ist immer institutionell. Also: Was machen wir als Träger? Was haben wir für Sicherheitsmaßnahmen? Worauf achten wir im Bewerbungsgespräch? Das zweite Kapitel ist dann immer individuell für die Einrichtung.

Da sind dann auch das Team und die Bewohner:innen beteiligt?

Ja, die Teams werden durch Schulungen mitgenommen und die Kinder und Jugendlichen beziehen wir auch ein. Wir machen eine Sicherheitsbegehung und schauen: Wo sind die Sicherheitsrisiken? Wo fühlen Kinder sich unsicher? Daraus entwickeln wir Maßnahmen wie zum Beispiel Bewegungsmelder, mehr Licht oder eine zusätzliche Kindersicherung. Das Ganze geht dann wieder an das Jugendamt der Kommune und das Landesjugendamt, die es skeptisch prüfen. Der Schutz der Zielgruppe geht nahtlos über in den Bereich der Mitarbeitenden. Das beinhaltet auch solche Sachen wie das Rehabilitationskonzept. Wenn jemand irgendeines Verstoßes beschuldigt wird, wie gehen wir vor? Ganz wichtig zum Beispiel ist das Vier-Augen-Prinzip, das wir immer beachten, um falsche Anschuldigungen von vornherein zu verhindern.

Der Partizipationsprozess, den du da beschreibst, ist auch selbst konzeptionell geregelt?

Ja. Unser Partizipationskonzept wird gerade überarbeitet. Wichtige Elemente sind dabei einmal die Hausrunden, wo ein gewählter Sprecher oder eine Sprecherin bestimmte Verantwortlichkeiten in der Einrichtung übernimmt. Gleichzeitig haben wir das Kinder- und Jugendparlament. Hier kommen Kinder und Jugendliche aus den Einrichtungen viermal im Jahr zusammen. Auf diesem Weg können wir auch Wünsche, Anliegen und Ideen der Kinder und Jugendlichen wahrnehmen. So haben sie sich zum Beispiel eine Airbrush-Tattoo-Anlage

gewünscht, die dann auch angeschafft wurde. Sie ist sehr beliebt auf allen Veranstaltungen und wird dort ausschließlich von den Jugendlichen selbst betreut. Neu eingeführt haben wir jetzt bei den Kindereinrichtungen einen Stellenanteil für Vertrauenspersonen. Langfristig werden wir diese Stelle weiter ausbauen. Eine Vertrauensperson wird auf Aspekte wie Demokratiebildung und Kinderrechte eingehen, Aktionen und Aktivitäten rund um die Partizipation begleiten und gleichzeitig für interne Beschwerden vor Ort sein. Dieses Konzept fand sehr positiven Anklang bei den Landesjugendämtern.

Wie lange bleibt ein Konzept gültig?

Wir werden die Konzepte regelmäßig aktualisieren, spätestens alle drei Jahre. Die Dinge ändern sich schnell, was man besonders im Bereich Medien sieht. Hier entwickeln wir in 2026 ein Medienkonzept. Da brauchen Kinder und Jugendliche enorm viel Unterstützung – meiner Meinung nach auch Erwachsene. Mittlerweile leben wir in einer Zeit, wo Medienkompetenz eigentlich ein Hauptfach an Schulen sein müsste. Konzeptionsarbeit findet bei uns außerdem permanent statt im *AK Zukunft*. Hier kommen alle Auszubildenden zusammen, seien es PiA, also die praxisintegrierte Erzieherausbildung, Dualstudierende, Anerkennungsjahrespraktikanten oder Bundesfreiwilligendienstleistende. Hier findet Trägerbindung statt, hier geht es darum, was uns als Träger ausmacht, aber auch um die Weitergabe und Weiterentwicklung von fachlichen Inhalten. Das kommt auch sehr gut an bei den Nachwuchsfachkräften.



„Die Zukunft der Jugendhilfe geht dahin, dass wir Kinder intensiv fördern, sobald sie aufgenommen werden.“

Welche Konzepte gibt es noch?

Da ist einmal unser Bildungskonzept, das wir im AK Bochum und mit allen anderen Fachbereichen zusammen gestaltet haben. Der Fachbereich Kita hat hier einen sehr hohen Beitrag geleistet. Das Bildungskonzept war ein Teil unseres Qualitätsdialogs vor zwei Jahren. Dann, auch sehr wichtig: unser sexualpädagogisches Konzept. Das ist noch nicht final abgeschlossen, besonders für den stationären Bereich ist es regelmäßig in der Bearbeitung und ich glaube, das wird auch so bleiben. Zusammen mit dem medienpädagogischen Konzept – die beiden gehen ja zum Teil ineinander über – ist dieser Themenbereich gerade bei Jugendwohngruppen besonders wichtig. Hier arbeiten wir auch mit Präventivmaßnahmen in den Wohngruppen, zusammen mit den entsprechenden Einrichtungen im Sozialraum und der Kommune.

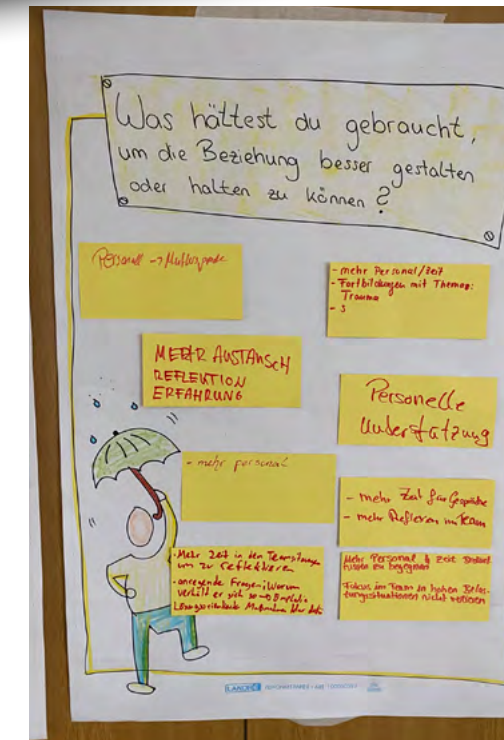
Zum Schluss noch ein Blick in die Zukunft. In welchem Bereich ist in nächster Zeit noch Konzeptionsarbeit nötig?

Im Jahr 2026 werden wir die verschiedenen Konzepte der Einrichtungen aktualisieren. Auf der Agenda steht außerdem ein Resilienzkonzept: Dabei geht es darum, wie Arbeitsrahmenbedingungen sein sollten. Ernährung

und Bewegung spielen da eine Rolle, gleichzeitig der Stressfaktor. Wie können wir Strukturen und Standards schaffen – nicht nur im stationären Bereich –, um Arbeitspensum zu optimieren? Mein Wunschdenken wäre, dass wir einen stationären Schichtdienst in den Einrichtungen haben, der funktioniert, während gleichzeitig Kolleg:innen Angebote in den Einrichtungen machen. Mit mehr Stellenanteilen könnten wir qualitativ besser arbeiten. Man kann stationäre Einrichtungen mit fünf Personen führen, aber auch mit sieben. Nur mit sieben ist es eine andere Form von Qualität. Und wir könnten zusätzlich zu dem Angebot, das wir haben, noch Experten reinholen, die individuell die Jugendlichen und Kinder fördern. Dazu bräuchte man weitere Stellenanteile. Aber nichtsdestotrotz halte ich das für sinnvoll, wenn besonders Kinder im frühen Alter schon direkt bei Einzug eine Förderung erleben. Mit der standardmäßigen Ergotherapie und Logopädie einmal die Woche, damit ist es nicht getan. Die Zukunft der Jugendhilfe geht eher dahin, dass wir Kinder intensiv fördern, sobald sie aufgenommen werden. PLANB und ViR machen das zum Teil schon auf eigene Kosten. Aber wenn wir das konzeptionell verankern, dann hätten wir auch wirklich die Ressourcen, die Kinder intensiv vor Ort zu fördern. Das ist mein Wunsch.

Gibt es auch am anderen Ende unserer Arbeit, bei der Verselbstständigung, konzeptionellen Bedarf?

Ja, in der Tat. Ein anderer Bereich, an dem ich gern noch konzeptionell arbeiten würde, betrifft die Frage: Wie entlassen wir Kinder und Jugendliche? Wie können wir ihnen, wenn wir sie verselbstständigen, etwas mitgeben, etwa in Bezug auf die eigene Haushaltsführung, Budgetplanung und so weiter. Was können wir investieren, um eine gute Perspektive zu bieten? Selbst in den Fällen, wo wir für einen Jugendlichen nicht die richtige Einrichtung sind, wollen wir soweit professionalisiert sein, dass wir dann eine Anschlussperspektive zusammen planen können. Da brauchen wir natürlich auch die Jugendämter, die den Fall führen, um das gemeinsam zu entwickeln. Die Welt verändert oder entwickelt sich in Lichtgeschwindigkeit, besonders durch die Fortschritte in Technik und Digitalisierung. Daher sollten wir ebenfalls unsere eigenen Arbeitsprozesse, unsere Standards und unsere Konzepte zeitgemäß und partizipativ weiterentwickeln. Nur so können wir mit der Zeit wachsen und Qualität liefern. PLANB und ViR richten sich für die nächsten Jahre genau so aus, damit wir Kindern, Jugendlichen und jungen Heranwachsenden eine bestmögliche Zukunftsperspektive ermöglichen können.



INTERVIEW

TROTZ DER HÜRDEN NIEMALS AUFGEGEBEN

Auch Tamim Azizi gehörte zu den ersten Jugendlichen, die PLANB stationär betreute. Im Interview blickt er zurück auf die Hürden auf seinem Weg. Heute hat er sie überwunden und plant voller Zuversicht seine Zukunft in Deutschland.



„Ich wusste, dass alle auf uns aufpassen.“

Wann und von wo bist du in unsere Wohngruppe gekommen?

Anfang 2016 kam ich aus Afghanistan nach Deutschland, direkt nach Essen. Ich bekam einen Platz in der Wohngruppe *Anker* in Frohnhausen. Da war ich 15.

Wie hast du dich gefühlt? War es ein gutes Gefühl anzukommen oder warst du erst einmal misstrauisch?

Nein, ich habe mir keine Sorgen gemacht, weil ich wusste, dass es hier Menschlichkeit gibt, dass alle auf uns aufpassen und uns nichts Schlimmes mehr passieren kann. Sorgen habe ich mir gemacht über meine Mutter und meine Geschwister. Wegen mir hatte ich keine Sorgen. Probleme muss man irgendwie lösen und zum Glück habe ich auch vieles gelöst und nicht aufgegeben.

Kannst du dich an einzelne Betreuer:innen noch erinnern?

Ich kann da keinen einzelnen hervorheben. Alle waren für uns da, alle haben uns sehr viel geholfen. Ich bedanke mich bei jedem einzelnen. Ich war zuerst in der Wohngruppe *Anker*, danach *Solid* und dann *Phoenix*.

Was hat dir in der Zeit am meisten geholfen?

Am wichtigsten war für mich die Sprache. Das war sehr schwer, aber durch die Hilfe der Betreuer habe ich schnell gelernt. Ich habe mir auch Mühe gegeben. Alle meine Freunde in meiner Klasse mussten die neunte Klasse wiederholen und danach hatten sie irgendwann keinen Bock mehr und hatten dann nur den Hauptschulabschluss nach Klasse neun. Ich habe Klasse zehn geschafft.

Was war am schwierigsten für dich? Die Sprache? Das Essen? Oder vielleicht das Wetter?

Das Schwierigste war für mich die Sprache. Das Essen war sehr gut. Die Mutter von Keewan hat für uns gekocht, wie wir wollten. Sie hat kurdisch, arabisch, afghanisch gekocht, sie konnte alles. Sie hat für uns so gekocht, wie wir in Afghanistan gegessen haben. Oder wie wir jetzt selber kochen. Sehr lecker.

Was war dein Ziel damals?

Ich wollte die Schule abschließen. Eigentlich war ein Realschulabschluss mein Ziel und dafür habe ich fleißig gearbeitet und alles gemacht. Aber als dann mein Asyl-antrag abgelehnt wurde, da hatte ich keine Kraft mehr,

weiter zur Schule zu gehen. Ich hatte eigentlich daran gedacht, zur Uni zu gehen oder eine Ausbildung zu machen. Aber als ich die Ablehnung bekommen habe, habe ich alles selber kaputt gemacht. Ich hatte mir immer wegen meiner Familie Sorgen gemacht, wegen mir nicht. Aber jetzt musste ich mir auch wegen mir selbst Sorgen machen. Ich habe drei Jahre hier gelebt, bin fleißig zur Schule gegangen, habe die Sprache gelernt und am Ende habe ich die Ablehnung bekommen. Das hat mein Herz gebrochen. Jetzt bereue ich, dass ich damals nicht mehr zur Schule gegangen bin. Aber ich konnte nicht. Vielleicht gehe ich wieder weiter zur Schule. Hier gibt es zum Glück viele Möglichkeiten, man kann immer zur Schule gehen.

Wie hat sich das dann gelöst mit der Ablehnung? Wie ist dein Status jetzt?

Ich habe eine Aufenthaltserlaubnis nach Paragraph 25 a Absatz 1. Wenn fünf Jahre vergangen sind, darf ich einen Antrag auf Niederlassungserlaubnis stellen. Im August 2026 kann ich auch einen deutschen Pass bekommen.

Du wirst also hierbleiben können.

Ja, ich habe nichts Falsches gemacht. Ich gehe seit fast sechs Jahren in Vollzeit zur Arbeit. Ich arbeite im Bereich

Heizung, Sanitär, erneuerbare Energien. Es gibt eine Regel: Wenn man fünf Jahre in dem Bereich gearbeitet hat, kann man eine Prüfung bei der IHK ablegen. Mein Chef meint, ich kann diese Prüfung machen, dann werde ich Geselle. Man muss die Theorie selber lernen, das Praktische lernt man dann bei der Arbeit. Und wenn ich die Gesellenprüfung schaffe, dann habe ich vor, auch meinen Meister zu machen und dann selbstständig zu werden.

Wie war das damals beim Auszug aus der Wohngruppe? War es schwer, eine Wohnung zu bekommen?

Ja, das war nicht einfach. Das Jugendamt hat immer gesagt, wir sind noch zu jung, wir müssen noch in der Wohngruppe bleiben, bis wir 18 oder 20 sind. Aber als ich die Ablehnung bekam, hatte ich die Nase komplett voll. Ich hatte auf niemanden mehr Bock, ich wollte alleine leben. Zur Arbeit gehen, zurückkommen, sonst nichts. Ich wollte nicht länger in der Wohngruppe leben. Aber ich musste warten. Nachdem ich die Ablehnung bekommen hatte, war ich beim Jugendamt mit meinem Betreuer. Ich habe denen gesagt, ich gehe nicht mehr zur Schule. Ich möchte direkt eine Wohnung haben. Ich möchte keine Ausbildung machen. Ich will einfach normal Vollzeit arbeiten. Einen Monat später hätte ich meine Klausuren in der zehnten Klasse gehabt, aber ich

war schon eine oder zwei Wochen nicht mehr zur Schule gegangen nach der Ablehnung. Und der Mitarbeiter vom Jugendamt, meinte: „Okay, ich habe was für dich. Aber was ist mit deinem Hauptschulabschluss nach Klasse zehn? Du bist das ganze Jahr zur Schule gegangen und in diesem einen Monat, in dem du die letzten Klausuren hast, gehst du nicht mehr?“ Ich habe gesagt: „Das bringt mir nichts. Ich bin drei Jahre zur Schule gegangen, am Ende habe ich meine Ablehnung bekommen. Und wenn ich jetzt einen Hauptschulabschluss nach Klasse zehn mache, was soll ich damit machen? Ich werde sowieso abgeschoben.“ Und er meinte: „Wenn du deinen Hauptschulabschluss nach Klasse zehn hast, bekommst du von mir eine Wohnung.“ Ich habe gesagt: „Okay, ich bringe dir in einem Monat meinen Hauptschulabschluss und lege ihn dir auf den Tisch.“ Dann bin ich wieder zur Schule gegangen. Ich hatte eine Hoffnung. Ich habe richtig Gas gegeben. Ich habe den Hauptschulabschluss nach Klasse zehn geschafft und er hat Wort gehalten. In der Wohnung lebe ich jetzt seit sieben Jahren mit einem guten Freund zusammen.

INTERVIEW

ALS PROFI-FAMILIE INS NÄCHSTE JAHRZEHNT

Zehn Jahre stationäre Hilfen – das ist nicht nur eine Gelegenheit für Rückblicke, sondern auch Grund genug für einen Blick in die Zukunft. Kumru Kop gehört zu den Nachwuchs-Fachkräften, mit denen wir in unser nächstes Jahrzehnt starten. Wir sprachen mit ihr über ihren Weg in die Soziale Arbeit und zu PLANB.



Seit wann bist du bei PLANB?

Seit dem 1. April 2024. Ich bin jetzt im vierten Semester. Mein Studium der Sozialen Arbeit dauert insgesamt dreieinhalb Jahre, bis September 2027, dann gebe ich die Bachelorarbeit ab. In der Woche habe ich drei Tage Praxis und zwei Tage Uni.

Hast du schon dein Thema für die Arbeit gefunden?

Ich habe auf jeden Fall schon meine Dozentin ausgewählt, bei der ich die Bachelorarbeit schreiben möchte und ein ungefähres Thema. Es soll in Richtung Geflüchtete und Migration gehen, im Bereich UMF.

Wie hast du damals die Entscheidung getroffen, Soziale Arbeit zu studieren?

Ich habe mich immer schon für Pädagogik interessiert, ich hatte das Fach auch im Abi. Ich wollte immer was in dieser Richtung machen. So habe ich mir verschiedene Sachen angeschaut, auch ein Praktikum in einer Kita gemacht. Irgendwann habe ich mich dann beraten lassen von der Uni und habe gemerkt, okay, das hört sich sehr interessant an. Das könnte zu mir passen. Und dann kam die Entscheidung eigentlich recht schnell, dass ich gesagt habe, okay, ich mache das. Soziale Arbeit, das macht mir auf jeden Fall sehr viel Spaß.

Wie ging es dann weiter?

Ich habe dann mit Unterstützung der Uni Praxispartner gesucht. Wir hatten zwei oder drei zur Auswahl, darunter auch PLANB. Dann hatte ich ein Vorstellungsgespräch bei Keewan in Essen und da haben wir direkt schon festgestellt, okay, das passt. Dann habe ich mir eine Wohngruppe in Essen angeschaut und einen Probearbeitstag in Bochum absolviert. Da war für mich eigentlich schon klar: Okay, das ist es.

„Man wird wertgeschätzt und
das spürt man auch sehr.“

Kannst du genauer sagen, was den Ausschlag gegeben hat?

Bei PLANB fand ich sehr schön, dass man so familiär angenommen wird. Es ist sehr herzlich, familiär und dennoch professionell. Und man lernt auch sehr viel. Hier im SBW wurde ich an meinem Probetag vom Team sehr herzlich aufgenommen. Sie haben mir alles sehr gut erklärt und ich habe auch die Jugendlichen kennengelernt. Das hat mir alles gut gefallen. Und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Hat dein Migrationshintergrund eine Rolle gespielt bei deiner Entscheidung für PLANB? Hilft er dir bei der Arbeit?

Meine Familie sind Kurden aus der Türkei. Meine Familie ist vor 30 Jahren oder so nach Deutschland gekommen. Wir sprechen zu Hause Kurdisch. Das hat keine Rolle gespielt bei meiner Entscheidung für PLANB, aber es ist natürlich trotzdem sehr hilfreich, die Sprache, die Kultur zu kennen, weil ich so auch mit sehr vielen Jugendlichen in ihrer Heimatsprache sprechen kann. Sie fühlen sich besser abgeholt und respektiert. Ich kenne vieles und kann mir besser vorstellen, wie es bei ihnen in der Heimat war, wie es zu Hause abläuft, welche Feste man feiert und wie man die gestaltet.

Was ist es bei deiner Arbeit bei PLANB, das dich bestärkt und dir Energie gibt?

Dass man immer von allen Seiten sehr stark unterstützt wird. Sei es die Leitung, die Fachbereichsleitung oder die Geschäftsführung. Man wird unterstützt in Ideen oder in Veranstaltungen – eigentlich bei allem. Man hat immer Zugang zu den Führungskräften, man kann immer Fragen stellen. Auf meinem Weg, Sozialarbeiterin zu werden, unterstützen sie mich sehr stark, indem sie mir Hilfe bieten, offen sind für Neues und mir helfen, meine Ideen zu entfalten.

Gibt es etwas abseits vom Fachlichen, das du bei uns gelernt hast?

Ich finde gerade die familiäre Atmosphäre sehr schön an PLANB. Ob es jetzt die Jahresabschlussfeier ist oder das Ramadan-Essen – man fühlt sich so angenommen, wie man ist. Man wird wertgeschätzt und das spürt man auch sehr. Und das auch weiterzugeben an die, die nach mir gekommen sind, das habe ich hier gelernt. Das ist für mich sehr wichtig, etwa im Rahmen des AK Zukunft. Hier sorgen wir dafür, dass alle einen guten Einblick bekommen, alle Auszubildenden, Studierenden und Bufdis.

Zehn Jahre stationäre Hilfen bei PLANB und ViR – macht sich diese Erfahrung in deiner Arbeit bemerkbar? Kannst du davon in irgendeiner Form profitieren?

Ja, sehr stark. Ich lerne sehr viel durch die Kollegen, die schon sehr lange in dem Bereich sind. Sie können mir durch die ganzen Jahre und die verschiedenen Bereiche von PLANB vieles weitergeben, an Arbeitserfahrung und auch das ganze Organisatorische. Ich habe mich immer stark unterstützt gefühlt. Am Anfang haben wir viele Sachen gemeinsam gemacht, so dass ich immer Unterstützung hatte und dann auch gelernt habe, die Sachen selbstständig zu machen.

Was ist das Schönste an deiner Arbeit in der stationären Jugendhilfe?

Dass man das Vertrauen der Jugendlichen gewinnt, also die Beziehungsarbeit, dass man sieht, dass sie einem vertrauen. Und dass man ihre Entwicklung sieht. Das ist sehr schön, weil sie aus verschiedenen Einrichtungen kommen und vorher nicht nur positive Erfahrung gemacht haben. Wenn sie dann sehen, dass sie von uns so angenommen werden, wie sie sind und sich öffnen, das finde ich immer sehr schön. Und dass man auf Augenhöhe mit ihnen ist, also nicht über sie hinweg entscheidet,



„Man lernt, dass es immer eine Geschichte hinter jedem Menschen gibt.“

sondern die Partizipation immer fördert. Das sagen uns viele Jugendliche, dass sie das sehr wertschätzen. Das finde ich sehr schön.

Woran merkst du, dass du mit deiner Arbeit Erfolg hast?

Zum Beispiel, dass die Jugendlichen auf mich zukommen und mich annehmen als Betreuerin, als Ratgeberin. Wenn sie mich fragen, wie siehst du das? Wenn sie meine Unterstützung möchten. Daran merke ich: Okay, ich habe jetzt gerade eigentlich alles richtig gemacht.

Hat dich die Arbeit irgendwie verändert?

Schon, ja. Jeder unserer Jugendlichen ist ja individuell und an jeden geht man anders ran. So lernt man, vorsichtig zu sein im Umgang mit anderen Menschen. Und das nicht nur im Beruf, sondern auch im Privaten. Man lernt, dass es immer eine Geschichte hinter jedem Menschen gibt. Darauf achte ich jetzt noch mehr.

Was würdest du anderen angehenden Studierenden sagen: Warum sollen sie in den Bereich der stationären Jugendhilfe gehen? Und warum zu PLANB?

Ich würde sagen, sie sollen in die stationäre Hilfe, weil man da sehr, sehr viel lernt. Es ist sehr vielfältig. Und zu PLANB auf jeden Fall, einfach weil wir hier so viele Möglichkeiten bieten – ob es jetzt der stationäre Bereich ist oder der ambulante Bereich –, so dass man jederzeit wechseln kann. Außerdem, weil wir halt so familiär sind und alle so angenommen werden, wie sie sind und in ihrer Arbeit wertgeschätzt werden auf allen Ebenen und sich entfalten können.

Lass uns mal in die Zukunft schauen. Was meinst du: Wo bist du und wo ist die stationäre Hilfe von PLANB in zehn Jahren?

Ich glaube, wir werden uns noch viel mehr weiterentwickeln, größer werden. Und ja, in zehn Jahren sehe ich mich genau hier bei PLANB und ViR.



Wir bieten dir einen spannenden Praxisplatz in unseren **Kinder- und Jugendwohngruppen** in Essen, Bochum und Herne! Bewirb dich unkompliziert und schnell über unsere Website.



AUS DER NOT HERAUS IN DIE PROFESSION



2015

August 2013

PLANB wird als Träger der Westfälischen Pflegefamilien in das Fachgremium des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe aufgenommen

Juli 2014

Das dreijährige Projekt *PemM (Pflegeeltern mit Migrationsgeschichte)* startet. Thema: interkulturelle Öffnung des Pflegekinderwesens.

Mai 2015

Gründung von ViR gGmbH Vielfalt im Ruhrgebiet (Partnerorganisation von PLANB Ruhr e. V.)



Okt./Nov. 2015

ca. 60 Überbrückungsplätze (Schleipweg und Soldnerstraße) für Dortmund + Bochum

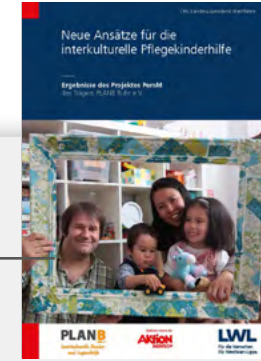
2016

Okt. 2016

Überführungsgespräche WG Mosaik + WG Spero

März 2016

PemM geht in die Schlussphase



Nov. 2016

Gruppensprecherwahlen aller Gruppen

BOCHUM

29.10.2015

Erste Aufnahmen Wohngruppe Kompass 24 Plätze (14-17 J.)

18.11.2015

Erste Aufnahmen Wohngruppe Mosaik 24 Plätze (14-17 J.)

Feb. 2016

Umzug WG Mosaik (Dahlhausen)

April 2016

Umzug WG Mosaik 16 Plätze (Kortumstr.)

Juni 2016

Umzug WG Kompass Start Überführung

Dez. 2016

Betriebserlaubnis Sozialpädagogisch Betreutes Wohnen (SBW) Bochum



ESSEN

Okt./Nov. 2015

Trägerschaft für ca. 40 Überbrückungsplätze (Internat und Kolpinghaus)

19.11.2015

Erste Aufnahmen WG Solid 18 Plätze (13-17 J.)

14.12.2015:

Erste Aufnahmen WG Anker 15 Plätze (16-17 J.)

Okt. 2016

Umzug WG Solid

01.11.2016

Erste Aufnahmen Verselbstständigungsgruppe Phoenix 9 Plätze (ab 16 J.)

Nov. 2016

Umzug WG Anker (Diakonie Frohnhausen) WG Solid und WG Anker werden in Regelwohngruppen überführt

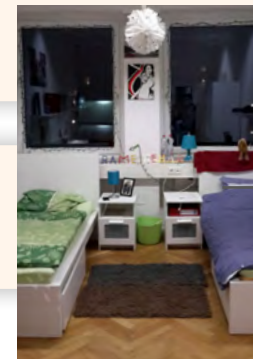
HERFORD

Februar 2015

Zuschlag für Regelwohngruppe Anmietung und Umbaumaßnahmen Villa Dorn

Okt. 2015

Adhoc erste Notwohngruppe für UMF: Wohngruppe Spero 12 Plätze (13-17 J.)



01.10.2015

Erste Aufnahmen in der Wohngruppe Spero

16.12.2015

Erste Aufnahmen Villa Dorn/vorerst Überbrückungsplätze 24 Plätze (10-17 J.)

Okt. 2016

Überführungsgespräche WG Spero

Nov. 2016

Mosaik und Spero werden gemeinsam überführt

2017

Ab 2017
Beantragung und Erteilung
Betriebserlaubnisse für
Wohngruppen vom Landes-
jugendamt

08.03.2017
Erste Sitzung Kinder-
und Jugendparlament

17.05.2017
Bundesfachtag zum
Abschluss von *PemM*
mit mehr als 80 Teil-
nehmer:innen



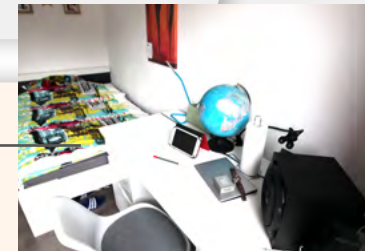
2018

Januar 2018
Neustrukturierung im Bereich
Pflegefamilien; Konzentration
auf Bereitschaftspflege und WPF

2018
Start AK Konzepte
Start AK Freizeit



Sept. 2018
Platzerweiterung
SBW Bochum
15 Plätze (ab 16 J.)



2019

2019
Neuer Fachbereich Stationäre Hilfen für Kinder
(bis 13 J.) -> Villa Dorn, Pflegefamilien, KSH
ViR -> Jugendliche (ab 14 J.) + Verselbstständigung

2020

März 2020
Corona bis 2022
Ausnahmezustand bei voller
Belegung aller Gruppen



2021

2022

22.04.2022
Wiederaufleben AK Freizeit
-> AK Vernetzung



04.02.2017
Start Sozialpädagogisch Betreutes
Wohnen (SBW) Bochum
9 Plätze (ab 16 J.)

April 2017
Auszug letzte 5 UMA
-> Prozess Überführung

Juli 2017
Platzerweiterung
SBW Bochum
12 Plätze (ab 16 J.)

April 2017
WG Anker Umzug (Düsseldorfer Str.)
6 Regelplätze
3 Verselbstständigungsplätze

Aug. 2017
Platzerweiterung VG Phönix
10 Plätze (ab 16 J.)

Okt. 2018
Platzerweiterung
VG Phoenix
11 Plätze (ab 16 J.)

Okt. 2018
Erster Fall ambulante
Weiterbetreuung

Okt. 2019
Kinderschutzhause
Sonnenland Eröffnung
6 Plätze (4-6 J.)

Aug. 2021
Umzug VG Phoenix
11 Plätze (ab 16 J.)

Mai 2022
Start Inobhutnahme-
gruppe Achterwind
6 Plätze (ab 14 J.)

Sept. 2022
UMF-Brückeneinrich-
tung (Essen Mitte)
10 Plätze
für Stadt Essen

Dez. 2022
Erweiterung UMF-
Brückeneinrichtung
(Essen Mitte)
14 Plätze für Stadt Essen

März 2017
Auszug UMF
aus Villa Dorn

01.04.2017
Betriebserlaubnis
Villa Dorn

01.07.2017
Umwandlung in
Regelwohngruppe (ab 8)



2023

2024

2025

ANSPRECHPARTNER:INNEN

BOCHUM

01.10.2023
Neuer Fachbereich
„Stationäre Hilfen für UMF“



01.09.2024
Start AK Zukunft

12.12.2024
Fachtag

Nov. 2024
PLANB Ruhr e.V. wird
zu PLANB Ruhr gGmbH
(Trägerschaft mit
ViR gGmbH und PLANB
Ruhr Stiftung)

2025
ViR Mitglied
Paritätischer

Okt. 2025
Auflösung
Fachbereich „Statio-
näre Hilfen für UMF“

Nov. 2025
Neustrukturierung
FB Stationäre Hilfen
2 Fachbereiche (LWL/
LVR + Kommunen)

Dez. 2025
Planung WG
Gelsenkirchen

Nov. 2023
Platzerweiterung SBW Bochum
19 Plätze (ab 16 J.)
-> zunächst 4 Brückenplätze
2024: Betriebserlaubnis



Jan. 2023
Platzerweiterung
Inobhutnahmegruppe
Achterwind
7 Plätze (ab 14 J.)

Sept. 2023
Start SBW Frohnhausen
Verselbstständigung
4 Plätze (ab 18 J.)

29.09.2023
Start 2. Brückeneinrichtung
(Essen-Altendorf) exklusiv für
die Stadt Essen – 26 Plätze

Dez. 2023
Platzerweiterung
SBW Frohnhausen
Verselbstständigung
8 Plätze (ab 18 J.)

Okt. 2025
Schließung UMF-Brückeneinrichtung
(Essen Mitte)

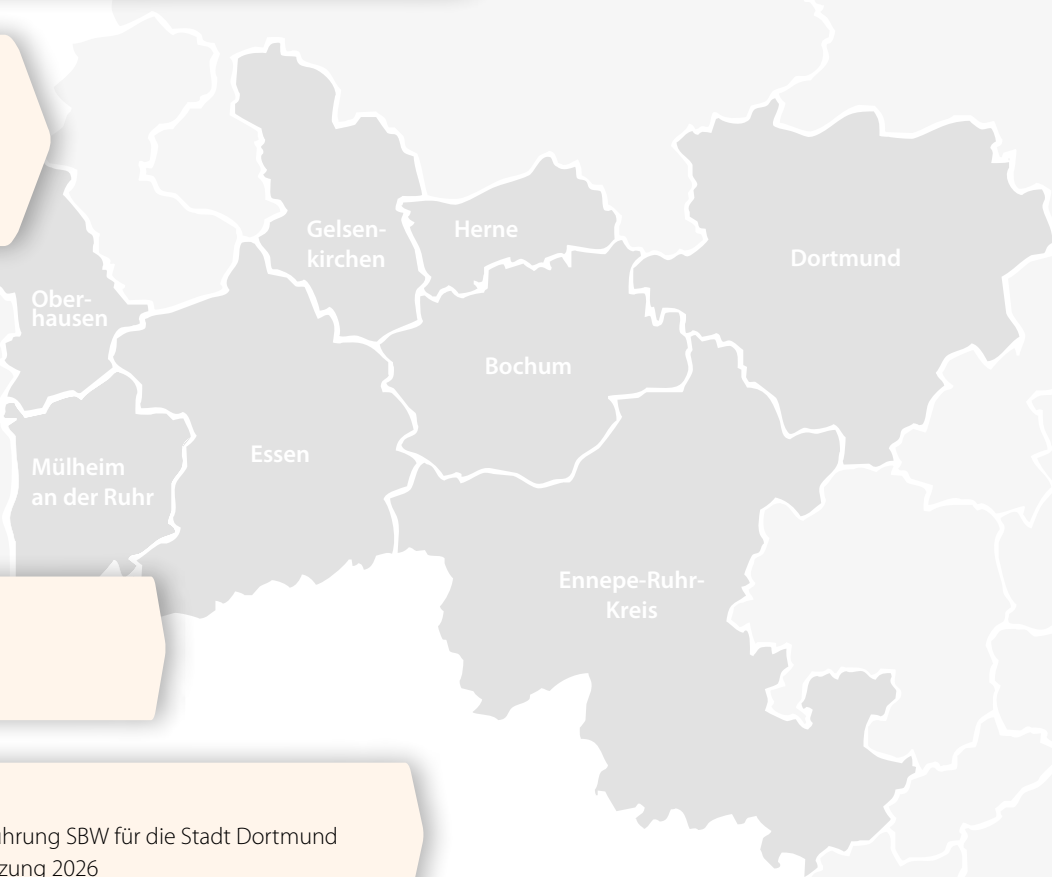
Reduzierung UMF-Brückeneinrichtung
(Essen-Altendorf) 11 Plätze

Okt. 2024
Start WG Am Ostbach
9 Plätze (6-12 Jahre)



04.12.2023
Start 3. Brückeneinrichtung (Herdecke)
exklusiv für die Stadt Dortmund – 15 Plätze

2025
Überführung SBW für die Stadt Dortmund
Umsetzung 2026



Gülseren Çelebi
Geschäftsführung
Komm. Teamleitung Pflegefamilien
☎ 0234 459669-15
☎ 0174 3753333
✉ g.celebi@planb-ruhr.de



Vignaray Shanmugarajah
Geschäftsführung

☎ 0234 459 674-20
☎ 0160 8204 313
✉ v.shanmugarajah@planb-ruhr.de



Keewan Othman
Fachbereichsleitung ViR

☎ 0234 459674-11
☎ 0172 6001034
✉ k.othman@vir-ruhr.de



Gülbahar Altınışık
Fachbereichsleitung Stationäre Hilfen

☎ 0234 459669-62
☎ 0152 28773885
✉ g.altinisik@planb-ruhr.de



Agnes Heiperts
Fachbereichsleitung Stationäre Hilfen für Kinder

☎ 0234 459 669 98
☎ 0174 3114474
✉ a.heiperts@planb-ruhr.de

Viele Spender:innen haben unsere Arbeit in den zehn Jahren der Stationären Jugendhilfe bei PLANB und ViR auf vielfältige Art und Weise unterstützt und gefördert. Einige von ihnen wollen wir an dieser Stelle dankend erwähnen – ohne dabei die vielen privaten Spenden und ehrenamtlichen Helfer:innen zu vergessen. Ohne sie alle wäre unsere Arbeit so nicht möglich gewesen.

WIR BEDANKEN UNS GANZ HERZLICH BEI ...



... der **Manuel-Neuer-Stiftung** – persönlich bei Kevin van Boxem – und dem Deutschen Kinderhilfswerk für Kinderfahrräder und Lego-Spielzeug als Weihnachtsgeschenke für unser Kinderschutzhause sowie für die Unterstützung für unser Fußballturnier.

... dem Wohnungsunternehmen **Vonovia** und seiner Mieterstiftung – namentlich bei Michael Klöpsch und Karl Cielontko – für die Hilfe bei der Hofgestaltung unserer Wohngruppen Phoenix und Achterwind, für die Unterstützung für den Fitnessraum bei Phoenix und die Büro- und Meetingräume in Frohnhausen sowie die Förderung der großen Jubiläumsfeier.

... dem Drogeriemarkt **dm**, der uns seit Jahren mit vielfältigen Spendenaktionen unterstützt – hier allen voran die beiden Filialen in der Bochumer Innenstadt.

... der **Thalia**-Buchhandlung für ihre Unterstützung zum Beispiel für unser Sommerfest für die Jugendlichen.

... **Amazon**, deren Sachspenden-Programm uns seit Ende 2022 mit einer Vielzahl von Produkten sehr bei unserer Arbeit unterstützt – so zuletzt mit 80 Fahrrädern plus Ausrüstung für unsere unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen in den Wohngruppen.

... dem Herner **Turnverein Börnig-Sodingen 1889/90 e. V. (TBS)** für die langjährige Unterstützung der Kinderwohngruppe Villa Dorn.

... **Radio Bochum** und **Radio Essen** sowie der **Aktion Lichtblicke e. V.** für die vielfältige, großzügige Unterstützung, unter anderem mit einer Fitnessgarage für die Wohngruppe Kompass in Bochum und einer großzügigen Spende für unser UMF-Café in Essen-Kray.

... der **help and hope Stiftung** für viele Wunschbäume zur Weihnachtszeit.

... der **Deutschen Bank** für Projekte und Aktionen zum Weltmädchentag.

Besonders bewegt hat uns alle ein Ereignis im Jahr 2021: Einer unserer Jugendlichen aus Guinea starb infolge einer Krankheit. Sein Wunsch war es, in seiner Heimat bestattet zu werden. Da die finanziellen Mittel der Hinterbliebenen dazu nicht ausreichten, starteten wir einen Spendenaufruf. Und tatsächlich: Schon nach zwei Monaten war die erforderliche Summe erreicht und sein Wunsch konnte erfüllt werden. Andere Bewohner:innen, das Team seiner Einrichtung, PLANB- und ViR-Mitarbeiter:innen und viele, viele mehr hatten das ermöglicht.

Dafür danken wir auch an dieser Stelle noch einmal von ganzem Herzen!



IMPRESSUM

10 JAHRE STATIONÄRE HILFEN

Herausgeber

PLANB Ruhr gGmbH
Interkulturelle Kinder- und Jugendhilfe
Alleestr. 46, 44793 Bochum
☎ 0234 459669-0
✉ presse@planb-ruhr.de
🌐 www.planb-ruhr.de

Erscheinungsort/-jahr

Bochum, März 2026

Druck

Flyeralarm GmbH,
Alfred-Nobel-Str. 18, 97080 Würzburg

Verantwortlich für den Inhalt

Gülseren Çelebi, PLANB Ruhr gGmbH

Redaktion

Georg Stankiewicz, PLANB Ruhr gGmbH

Gestaltung, Satz, Grafik

Judith Mertens, PLANB Ruhr gGmbH

Bildnachweis

Alle Fotos, soweit nicht anders angegeben:
© PLANB



WIR SIND MEHR.
ZUSAMMEN STARK.